

Die Suche nach dem guten Leben

Drei mögliche
Zukünfte

Die Suche nach dem guten Leben für Alle –
Ein Projekt für Resilienz und gesellschaftliche Mitgestaltung

Von der Heinrich-Böll-Stiftung SH in Kooperation mit dem
Verbundprojekt der Heinrich-Böll-Stiftungen
Szenariertexte: Torsten Schäfer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Wie helfen Szenariengeschichten die Zukunft mitzustalten?	6
Ein gemeinsamer Prozess zur Zukunftsgestaltung	7
„Backcasting“: Vom Ziel zurück in die Gegenwart	8
Die Kraft der Selbstwirksamkeit	9
Die Geschichten über mögliche Zukünfte	
Die Wasserdiktatur	11
Kuppeln des Kummars	27
Die Macht der vielen Leute	39
Das Projekt: Die Suche nach dem guten Leben für Alle	54
Entstehung der Szenariengeschichten	55
Der Prozess: Vom Leitgedanken zu den Geschichten	56
Von der Matrix zur Geschichte	57
Impressum	59

„ich habe sehr viel profitiert – für meine eigene Auseinandersetzung mit der Zukunft, mit dem Leben schlechthin. Und all dies in einer Atmosphäre des Vertrauens, des Lernens von Anderen und dem gleichzeitigen Gefühl, etwas beitragen zu können aus der eigenen Erlebnis-Welt für eine (vielleicht) bessere Welt für alle...“

Workshop Teilnehmer*in

Vorwort

Die in diesem Buch beschriebenen Zukunftsgeschichten sind als Teil des Projekts „Die Suche nach dem guten Leben für Alle – Ein Projekt für Resilienz und gesellschaftliche Mitgestaltung“ der Heinrich Böll-Stiftung SH entstanden.

In einem strukturierten Szenarienworkshop haben an zwei Wochenenden 40 Teilnehmer*innen diese Zukunftsversionen entwickelt. Die Teilnehmenden unterschieden sich in Alter, Beruf, Herkunft und Nationalität. Es waren Menschen, die sich vorher meist nicht kannten. Was sie jedoch vereinte, war das, was fast alle Menschen vereint: der Wunsch nach einem „guten Leben – für alle“. Aber was bedeutet das für mich als Individuum und für uns als Gesellschaft?

Trotz grundlegender Ungewissheiten entwickelten sie gemeinsam einen Bezugsrahmen für die Zukunft: die Stabilität der sozialen und ökologischen Systeme, die Befriedung der menschlichen Bedürfnisse – kollektiv oder individuell. Basierend auf den entstandenen Dynamiken und den aufgestellten Kausalketten wurden drei mögliche zukünftige Zukunftspfade entwickelt, welche die groben Handlungsstränge (Plotlines) der Szenarien boten. Die Handlungsstränge für die Szenarien wurden von Torsten Schäfer, Journalist und Nature Writer, weiter ausgearbeitet und schriftlich als Erzählungen festgehalten.

Diese sollen als Impuls dafür dienen, sich mit der Zukunft auseinanderzusetzen. Sie mögen dazu führen, dass jeder Mensch eigene Gedanken entwickelt und wir alle gemeinsam Diskussionen führen über die Welt, in der wir leben wollen (und in welcher nicht), und darüber, welche Bedingungen nötig sind, um diese gute Welt für alle zu erreichen.

Wir laden dazu ein, mit uns auf die Reise zu gehen, um mögliche Wege in die Zukunft zu erkunden.

Doris Lorenz & Dirk Scheelje
Geschäftsführender Vorstände, Heinrich-Böll Stiftung SH
Andrea Cederquist & Projektteam

Wie helfen Szenariengeschichten die Zukunft mitzugestalten?

Die Zukunft entsteht durch die Wechselwirkung von Entscheidungen, Handlungen, äußeren Einflüssen und zufälligen Ereignissen. Dieser dynamische Prozess wirkt oft komplex und schwer durchschaubar. Doch ein entscheidender Faktor schützt uns davor, passiv ausgeliefert zu sein: unsere Fähigkeit, die Zukunft aktiv zu gestalten. Durch unser Tun, unsere Denkweise und die Gestaltung der Rahmenbedingungen nehmen wir direkten Einfluss darauf, welchen Weg wir einschlagen.

Um die Zukunft bewusster zu gestalten, hilft uns die Methode, mit explorativen Szenarien zu arbeiten – eine Technik, die auch als Design Futuring bekannt ist. Dabei geht es nicht darum, die Zukunft vorherzusagen, sondern sie in ihrer Vielfalt sichtbar und verhandelbar zu machen. Es ist ein kreativer Prozess, der die Unsicherheiten von morgen in Handlungsmöglichkeiten von heute überetzt.

Szenarien helfen dabei, die Komplexität der Zukunft zu verstehen. Sie erzählen Geschichten darüber, wie die Welt aussehen könnte, wenn unterschiedliche Entwicklungen zusammentreffen. Anders als Prognosen zielen Explorative Szenarien nicht auf ein „richtiges“ Ergebnis ab. Sie sollen plausible Möglichkeiten aufzeigen, inspirieren und verschiedene Perspektiven einnehmen. Diese Geschichten sollen nicht nur mögliche Zukünfte aufzeigen, sondern auch emotional bewegen und zum Nachdenken anregen.

Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, wie Szenarien Debatten und Entwicklungsprozesse fördern und Menschen dazu ermutigen können, aktiv an der Gestaltung der Zukunft mitzuwirken. Um gesellschaftlichen Wandel zu ermöglichen, ist es wichtig, eine breitere Zielgruppe zu erreichen. Daher ist es entscheidend, dass die Szenariengeschichten – wie auch in diesem Buch – mit Nicht-Workshop-Teilnehmer*innen eine emotionale Resonanz erzeugen und dazu inspirieren „mitzumachen“. Sie dienen als Orientierungshilfe, um über wichtige Fragen nachzudenken: Wie können wir Ressourcen nachhaltig nutzen? Wie stabil sind unsere sozialen und ökologischen Systeme? Wie lassen sich individuelle Bedürfnisse und kollektives Wohlergehen miteinander in Einklang bringen?

Ein gemeinsamer Prozess zur Zukunftsgestaltung

Explorative Szenarien entstehen in einem kreativen und gemeinschaftlichen Workshop-Prozess. Alles beginnt mit einer Leitfrage, die den Fokus vorgibt – zum Beispiel: „Wie sieht eine Welt aus, die ein gutes Leben für alle ermöglicht?“ Anschließend werden zentrale Zukunftstreiber identifiziert. Das sind Faktoren, die die Entwicklungen der Zukunft beeinflussen. Zwei besonders wichtige und unsichere Treiber werden in dem Szenarien-Workshop von den Teilnehmern*innen identifiziert und in dem weiteren Prozess deren Zukunftspfade als Plotlines (Entwicklungspfade) weiterentwickelt (siehe S. 53 Entstehung der Szenariengeschichten).

Die gemeinsam entwickelten Plotlines und abgeleiteten Rahmengeschichten werden von einem Szenario-Schreiber in konkrete Erzählungen verwandelt. Die Geschichten, die im Szenario-Prozess entstehen, sollen über die Workshop-Teilnehmer*innen hinaus Menschen ansprechen.

Die Vielfalt plausibler Entwicklungen soll sichtbar werden, damit Raum für neue Perspektiven und Handlungsoptionen entstehen. Indem die Extrem-situationen der Einflussfaktoren beschrieben werden, decken Szenarien eine große Bandbreite möglicher Zukünfte ab.

„Backcasting“: Vom Ziel zurück in die Gegenwart

Szenariengeschichten unterstützen die Leser*innen dabei, sich eine plausible Zukunft vorzustellen. Mithilfe des sogenannten „Backcasting“ (Rückwärtsplanung) können sie diese Visionen nutzen, um aktiv an der Gestaltung der Zukunft mitzuwirken. Dabei wird gezielt von einer wünschenswerten oder unerwünschten Zukunft zurückgeblickt, um konkrete Schritte zu identifizieren – sei es, um ein Ziel zu erreichen oder unerwünschte Entwicklungen zu vermeiden.

„Backcasting“ schließt die Lücke zwischen Vision und Handlung. Es bietet einen alternativen Ansatz zur herkömmlichen Planung, die von der Gegenwart in die Zukunft schaut:

- ✿ **Eine Zukunft festlegen:** Eine Vision wird entworfen, z. B. eine regenerative Welt, in der Mensch und Natur im Einklang leben.
- ✿ **Schritte zurückdenken:** Welche Veränderungen müssen eintreten, damit diese Vision Wirklichkeit wird?
- ✿ **Konkrete Handlungen planen:** Welche Entscheidungen können wir heute treffen, um die notwendigen Schritte einzuleiten?

Dieses Vorgehen zeigt, dass selbst große Ziele durch viele kleine, erreichbare Schritte verwirklicht werden können. Es stärkt das Gefühl der Selbstwirksamkeit – das Bewusstsein, die eigene Zukunft aktiv gestalten zu können.

Die Kraft der Selbstwirksamkeit

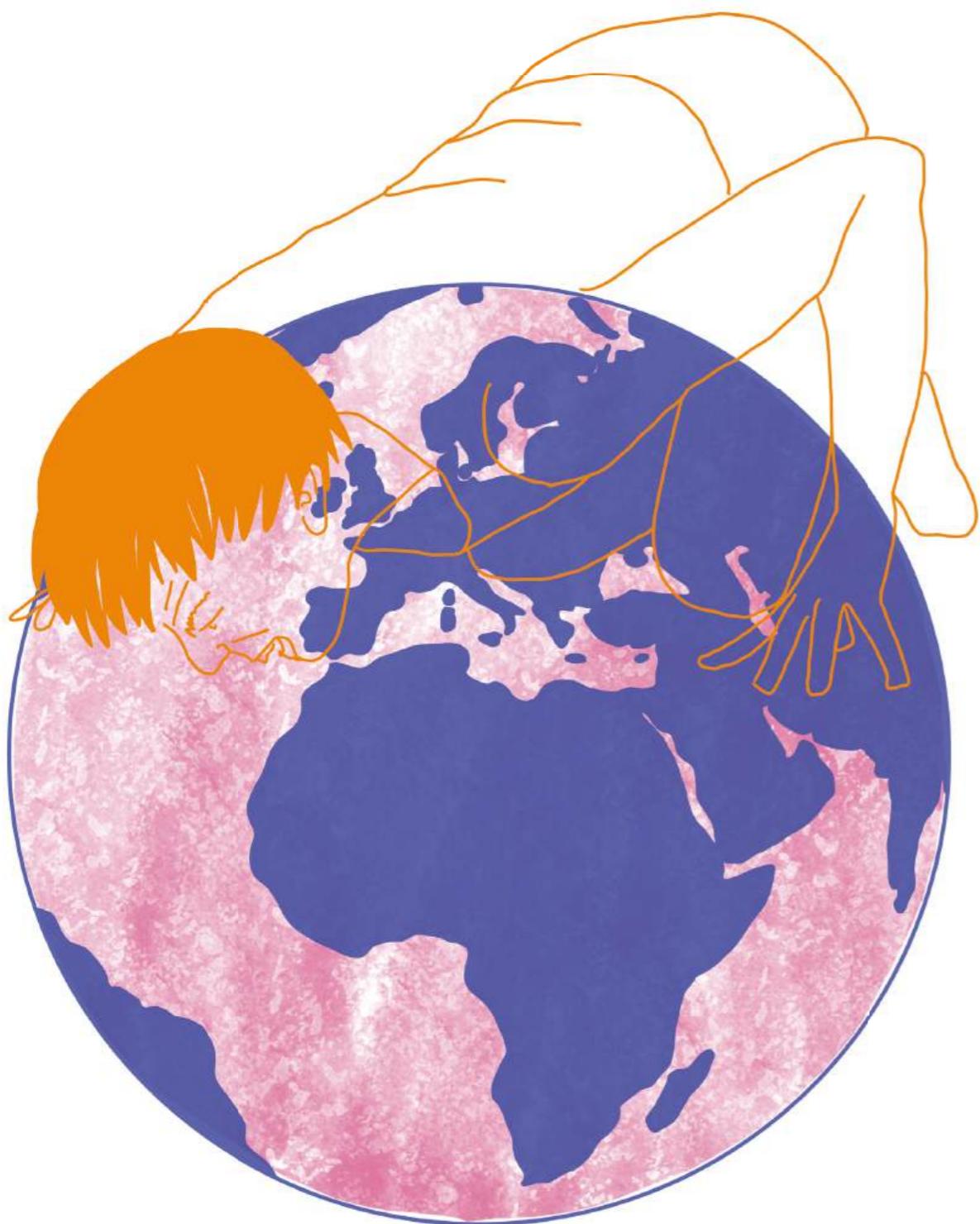
„Backcasting“ geht über das reine Nachdenken hinaus und zielt darauf ab, unser Handeln zu verändern. Wenn wir uns eine bestimmte Zukunft vorstellen, erkennen wir, wie unsere Entscheidungen sie beeinflussen. Diese Erkenntnis gibt uns die Kraft, aktiv zu werden.

Szenarien zeigen, dass Zukunft nicht einfach geschieht, sondern durch die Summe unserer Handlungen entsteht. Das Projekt „Die Suche nach dem Guten Leben für Alle“ macht eines besonders deutlich: Unsere Vorstellungskraft ist der Schlüssel zur Gestaltung der Zukunft. Jede der beschriebenen Welten fordert uns dazu auf, zu hinterfragen, in welcher Zukunft wir leben möchten – und was wir tun können, um sie zu verwirklichen.

Szenarien sind dabei mehr als ein analytisches Werkzeug. Sie inspirieren, verbinden und aktivieren. Sie schaffen Raum für Dialog und geben uns Mut, auch in unsicheren Zeiten die Richtung vorzugeben. Wenn wir die Zukunft als offenen Raum begreifen, den wir gemeinsam gestalten können, liegt ihre Gestaltung in greifbarer Nähe.

Dieses Buch möchte die Leser*innen dazu einzuladen, sich auf diese Reise einzulassen – die eigene Selbstwirksamkeit zu entdecken und die Weichen für ein „gutes Leben für alle“ zu stellen. Auch ohne einen Szenarienprozess können Handlungsoptionen bewusst entwickelt werden. Lassen Sie sich auf das Experiment ein, gemeinsam nach dem Lesen der Geschichten mit Freund*innen, Familienmitgliedern, Nachbar*innen oder Kolleg*innen über das Konzept eines guten Lebens in Ihrer Nachbarschaft oder Ihrer Stadt nachzudenken. Was treibt die Entwicklungen an Ihrem Wohnort voran? Aus diesen Überlegungen können Sie eine neue Erzählung formen, die Sie mit anderen teilen können. Diese Geschichte sollte möglichst in der Gegenwart verankert sein, einen realistischen Ausgangspunkt haben und in Gedanken weit über das bisher Bekannte hinausgehen. Mithilfe von „Backcasting“ können Sie diese Visionen nutzen, um aktiv an der Gestaltung der Zukunft mitzuwirken. Denn die Geschichten, die wir heute schreiben, werden die Realität von morgen formen.

Die Wasserdiktatur



Wie eine Bewegung ihre Ziele aus dem Auge verliert und Firmen die Kontrolle übernehmen

Der Sommer ist wieder heiß, sehr heiß. Manchmal hat Gaya noch Hoffnung, es könnte wieder so werden wie in ihrer Kindheit, als das Wetter zumindest manchmal noch berechenbar war. Als es gelegentlich im Winter schneite, sich im Frühjahr milde Perioden mit warmen abwechselten und die Hitze erst im Sommer kam – mit nur 20 Tagen über 30 Grad. Aber diese Zeit, sie ist zwei Jahrzehnte her; seitdem hat sich der Planet stark aufgeheizt, die Klimafolgen sind dramatisch.

Landwirtschaft ist in Mitteleuropa nur noch in den Hochlagen sinnvoll. Denn in den Hitzesommern und den heißen Frühjahrszeiten mit 35 Grad, die schon im April beginnen, geht fast alles kaputt. Der Wald ist bereits zerstört; nur noch wenige Reste der alten Nutzwälder gibt es noch. Viele Hänge sind kahl, andere grau, weil auf ihnen nur noch grauschwarze Holzgerippe stehen, manchmal bis zum Horizont. Und Europas Flüsse führen im Sommer kein Wasser mehr, nun schon das achte Jahr in Folge. Fische sind überall auf dem Kontinent gestorben. Es gibt nun diesen Gestank, der über den Städten und Feldern liegt, wenn wieder Tausende toter Fische auf einem Fluss oder See treiben.

Grün sind nur die reichen Gärten

Grünen Rasen gibt es nur noch in sehr reichen Gärten. Längst haben die Behörden viele Verbote erlassen, um das Restwasser, das so viel wertvoller geworden ist, zu halten. Kein Rasen darf mehr gegossen, kein Park gewässert, kein Sportplatz gesprengelt werden. Daraufhin haben viele Sportvereine den Betrieb geschlossen, der Fußball zieht sich aus den Dörfern zurück. Denn für die Alternative, die Kunstrasenplätze, haben die meisten keine Mittel zur Verfügung.

Sehr viel Geld und Energie fließen in die Kühlung der Krankenhäuser und Altenheime. Es gibt ein paar reiche Gemeinden mit Kältemanager:innen. Und in manchen wohlhabenden Städten kümmern sich nun große Teams um Wasser. Sie rationieren es, fangen es auf, leiten es um. Die meisten Städte beschäftigen aber nur noch wenige Angestellte, die oft dem Gesundheitsamt zugeordnet sind, andere dem Bereich Schule und Kindergarten. Den Rest der öffentlichen Daseinsvorsorge sollen Firmen, die Privatwirtschaft, organisieren – das ist das Credo. Der schlanke Staat, dieses Paradigma der 1980er- und 1990er-Jahre, ist zurückgekommen. „Weil viele europäische Länder vor den Herausforderungen von Klimaleid und Artensterben kapituliert haben“, schreibt Gaya in ihr Skizzenbuch. „Sie haben es einfach drangegeben.“

Manche meiden das Wort „Natur“

Menschen wie Gaya lassen das Wort „Natur“ noch zu. Die meisten meiden es mittlerweile bewusst. Doch alle wissen, dass es für vieles zu spät ist, weil Politiker:innen alle Warnungen, die es vor 20 Jahren gab, in den Wind geschlagen haben: „Schwammstädte“ bauen, das Wasser halten, Auen öffnen, Moore wieder vernässen – alles Schlagworte aus einer Zeit, als es noch möglich war, vorzubeugen und sich dem Klimaleid langsam anzupassen. Darum geht es nun nicht mehr. Es geht jetzt um die Existenz und ihren wichtigsten Stoff – es geht um Wasser.

Die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen zur Bedeutung des Wassers sind in den vergangenen 20 Jahren explodiert. Das kann Gaya jeden Tag sehen, wenn sie in der Hochschulbibliothek an den Schreibtisch geht und die Neuerscheinungen in den Natur- und Ingenieurwissenschaften checkt. Sie selbst ist für diesen Bereich zuständig, interessiert sich aber eher für das Soziale, die Politik. Sie hat Sozialwissenschaften studiert, bevor sie die Anstellung in der Bibliothek fand – ein ruhiger, guter Beruf, der ihr genug Zeit zum Lesen und für ihre Freizeit lässt, die sie viel draußen verbringt. Sie zählt Vögel – die, die noch da sind. Geht raus, beobachtet sie. Und gibt ihre Zahlen an die Hochschule weiter, die daraus Schutzprogramme entwickelt. Das gibt Gaya eine tiefere Zufriedenheit, das Gefühl, dass sie noch irgendetwas tun kann. Sie überlegt jedoch immer öfter, ob sie nicht noch mehr tun muss.

Der Gedanke kommt ihr gerade erneut. Gaya sitzt am Rechner, blickt aus dem Fenster und auf eine dieser grauschwarzen Stangenlandschaften, in denen es nicht mehr viele Vögel gibt. Sie scrollt durch ihren Account, und wieder sind da die ganzen Bilder der „Wasser-Retter:innen“, wie sich die NGO nennt, die es seit ein paar Jahren gibt. Es waren zuerst Schüler:innen, dann kamen aber alle dazu, und nun sind es vor allem die Alten, die Rentner:innen, die mittlerweile in ganz Europa auf die Straßen gehen und zu Millionen für das Recht auf Wasser protestieren. Sie halten dabei Schilder von den Menschen in die Höhe, die mitten am Tag einfach umgefallen und gestorben sind – dehydriert. Oder von denen, die bei Wanderungen am Boden liegen geblieben sind, weil sie schon vorher zu wenig getrunken hatten.

Nun gibt es die „Wassertoten“

Mittlerweile gibt es nach vielen Debatten in der Öffentlichkeit eine eigene Kategorie für Menschen wie sie: die „Wassertoten“. Ärzte haben umgeschult und Praxen eröffnet, deren Schwerpunkte Wassermangel und davon bedingte Krankheiten sind.

Durch den Gesundheitsaspekt wurde aus dem Einzelthema, das die Wasserfrage vor zehn Jahren noch war, die Daseinsdimension schlechthin. Sie bestimmt in den EU-Staaten heute Politik, Wirtschaft und Gesellschaft – und hat bereits dazu geführt, dass die Wirtschaft seit vier Jahren schrumpft. Sparten wie die Zementindustrie, die sehr viel Wasser verbraucht, hat die EU verstaatlicht und verkleinert.

Es sind vor allem die horrenden Gesundheits- und Ernährungskosten, die die europäischen Staaten durch die Trockenheit und Dürre treffen: Viele Menschen werden früher krank, Durchfälle grassieren, Cholera in Teilen. Auch neue Krankheiten gibt es, deren Erreger in den Brackwässern schlummern, die die meisten Seen und Flüsse inzwischen sind. All das geht Gaya durch den Kopf, die unruhig wird und sich den dritten Kaffee einschenkt. Eigentlich hat sie sich durch eine Landschaftstherapie bei einer der neuen Klima-Therapeut:innen in der Stadt an all das Leid um sie gewöhnt. Wie so viele – die Krankenkassen haben dafür in Europa Abermilliarden bereitgestellt, bezahlt durch die EU, die die Gelder aus dem Klima-Anpassungsfonds finanziert, der inzwischen 47 Prozent des Haushalts ausmacht. Also müsste Gaya jetzt eigentlich cooler reagieren auf die Flaggen mit dem Konterfei der Verdursteten, die die Senior-Kämpfer:innen der „Wasser-Retter:innen“ an der Bastille in Paris in die Kamera halten. Sie protestieren gegen viele Wasservergehen der Politik, so auch gegen die neue Wasserbehörde, die die EU-Staaten vor einem Jahr im Glauben eingerichtet haben, den großen Mangel zentral besser verwalten zu können.

Notstandsdekrete und die neue Wasserbehörde

Die Rede vom alten Wasser in den neuen Schläuchen stimme, wie es in einer Presseerklärung der „Wasser-Retter:innen“ heißt. Denn die europäischen Länder haben zwar die Gesetzgebung beschleunigt, weil die Behörde Sondervollmachten hat und mit Verordnungen und Dekreten außerhalb des Parlaments und des Ministerrats entscheidet. Dafür votierten alle Staaten einstimmig in dem Sommer, in dem die Statistik erstmals 15 Millionen Wassertote registrierte. Aber die Umsetzung all der neuen Regeln hat die Behörde vor allem großen Firmen übertragen. Viele große Konzerne, selbst die neuen E-Auto-Multis, haben nun Wassersparten, mit denen sie das eigentliche Geld verdienen – Fördergelder der EU und Einnahmen aus Konzessionen.

Denn sowohl die Grundwasserbestände als auch Flüsse und Seen sind nun meist in ihrer privaten Hand – nach einer Entscheidung auf dem vorletzten Weltwassergipfel, dem Nachfolger der Klimagipfel aus den 2020er-Jahren. Da stellten die großen Länder die Weichen, nach zähen Verhandlungen und weltweiten Protesten, auch der „Wasser-Retter:innen“. Sie alle hatten gefordert, Wasser als öffentliches Gut nicht noch weiter in die Kontrolle von

Firmen zu geben, und stattdessen mehr Staat, starke Verwaltungen, neue Wasserbehörden verlangt. Aber es kam anders. Das Wasser zu verteilen ist nun die Aufgabe der großen Energie-, Techno- und Auto-Multis, die der Notstandsgesetzgebung der EU leicht folgen können und sie mit ihren Lobbyisten im Hintergrund maßgeblich prägen.

Ein Beispiel für den infamen Einfluss dieser Firmen hat Gaya erst kürzlich über ihren Feed mitbekommen – aufgedeckt von der europäischen Allianz der investigativen Wasser-Journalist:innen. Ein Kartell aus vier europaweit tätigen Firmen hat über Jahre Abermillionen Kubikmeter Wasser in unterirdische Speicher gepumpt. So täuschten sie in einigen Regionen Wassermangel vor, was dazu führte, dass vor Ort die Wassergebühren stiegen. An denen sind aber laut dem letzten Wasserpakt der EU die besagten Firmen beteiligt.

Horrende Preise – und Säuglinge sterben

Wasser ist in den Dörfern und Städten seit acht Jahren bereits rationiert, und die Preise sind horrend gestiegen. Wassergebühren und der Verbrauch machen nun ein Viertel der Lebenshaltungskosten aus, was viele Familien vor allem in Südeuropa in die Armut getrieben und viele Betriebe ruiniert hat – so auch Krankenhäuser, die inzwischen fast alle den vier großen, börsennotierten Gesundheits-Multis in der EU gehören. Als in dem einen Sommer mit vielen 45-Grad-Tagen die Wasserversorgung ausfiel und die Konzerne ihre Kliniken mit Lkw-Ladungen genauso knapp belieferten wie jeden anderen Kund:innen, da starben auf den Säuglingsstationen die ersten dehydrierten Babys und Frühchen, die nicht mehr gekühlt werden konnten.

Die Bilder gelangten ins Netz, der Aufschrei war gewaltig, die Konzerne gerieten ins Wanken. Ihre Macht wurde infrage gestellt, von wenigen, zu kurz, zu leise, große unterirdische Nottanks vor manchen Krankenhäusern beruhigten die Gemüter. Noch immer sterben Babys an Hitze, an Wassermangel, nur nicht mehr in den Städten, sondern auf dem Land, in den kleinen Krankenhäusern, die ebenso gesichert und bewacht werden wie die großen Zentralen.

Gaya hat davon in einem Essay gelesen, wie sie viel gelesen hat während ihrer stillen Arbeit in der Bibliothek. Die öffentliche Erinnerung an diesen Fall war aber gelöscht. Und Wasseropfer waren normal geworden – „eingepreist“, denkt sich Gaya und trinkt etwas Tauwasser, das sie am Morgen im Stadtpark an den Kakteen gesammelt hat.

Südamerika, ohne politische Kontrolle

Von Südamerika soll hier nur kurz die Rede sein, da dort ganze Landstriche verwaist sind – unbewohnbar, nachdem Grundwasser nicht mehr nachweisbar ist und selbst in Hochlagen kein Bach mehr Wasser führt nach 30 Jahre Dürre

in Folge und dem Raubbau am Wasser, den westliche Konzerne dort schon seit Jahrhunderten betreiben. Sie haben alle Flüsse und Seen gekauft und sie ausgesperrt, bis zum letzten Tropfen – für den Anbau von Soja und Mais und den Abbau von Erzen, Gold, Silber, Lithium und Seltenen Erden. Danach kamen die Grundwasserreservoirs an die Reihe. In Südamerika haben die wenigen Länder, die es noch gibt, jedwede Regelung und Kontrolle bezüglich des Wassers schon vor langer Zeit an die großen Multis abgetreten.

„Ob das Europa noch bevorsteht?“, fragt sich Gaya, als sie aus ihren Gedanken aufschreckt. Immer noch starrt sie auf die Protestbilder vor der Bastille. Aber alles flimmert nun vor ihr. Auch in ihr, sie spürt ein Brennen unter dem Zwerchfell. Die Ohren verschließen sich, ihr Herz pocht. Sie fasst sich an die Stirn und spürt, dass sich irgendetwas gerade verändert in diesem Moment, als sie ein toter, ausgemergelter Mann, wohl ein spanischer Bauer, durch den Bildschirm anstiert. Seine Züge verschwimmen im Wehen der Protestfahne, die ein grauemeliger „Wasser-Retter“ schwenkt.

Dann sieht Gaya links durchs Fenster auf den Wald, den sie manchmal ihren „Ex“ nennt, und der nur noch eine Wand aus grauschwarzen Gerippen ist. Sie stockt und scrollt noch einmal weiter. Liest. Hält die Luft an, lange, um die Zeit festzuhalten, alles aufzustauen, obwohl es davonfließt. Dann geht sie den einen Schritt weiter, der ihr Leben für immer verändern wird.

Der Schritt, der alles verändert

Gaya steht auf, sieht aus dem Fenster, setzt sich wieder und beginnt, im Nachrichtendienst Mastodon einen kurzen Text zu schreiben, der davon handelt, dass man doch das Internet durch ein weltweites Wassernetz ersetzen sollte, ein Netz, das reales und auch virtuelles Wasser berücksichtigt und es täglich gerecht und neu verteilt. Wie genau, das weiß Gaya in diesem Moment nicht. Aber sie spürt diese tiefe Weisheit des Moments – oder nur den schieren, blinden Glauben, der auf tiefster Verzweiflung gründet. Und auf dem, was sie alle „Existenzangst“ nannten, aber davon soll niemand mehr sprechen, heißt es in den Landschafts- und Klimatherapien. Weil man sich sonst einschließt, die Angst alles lähmmt und die Betroffenen in ihren Wohnungen verdursten ab April, wenn das Wasser manchmal für ein paar Stunden gesperrt ist. Diese Erdkranken sitzen nur herum, wenn sie zu Hause alleine sind. Das war vor fünf Jahren ein Massenphänomen, eine neue psychosoziale Krankheit, die nun durch die Landschaftstherapien gut eingegrenzt werden konnte.

Gaya schießen die Tränen in die Augen. Denn so hat sie ihren Bruder verloren. „Durch diese scheiß Öko-Angst und die Lähmung danach.“ Das schreit sie jetzt dem Fenster und dem stummen Wald entgegen. Dann drückt sie die Taste, Hashtag #worldwidewater, hängt noch ein Bild ihres „Ex“ dran. Und muss sich dann hinlegen.

Gayas Welt beginnt zu rasen

Danach dreht sich die Welt schneller. Gayas Welt aber beginnt zu rasen. Denn die Pressemenschen der „Wasser-Retter:innen“ greifen noch an diesem Tag den Post auf, der schnell viral geht und in einer Woche mehr Menschen erreicht als jeder andere Wasser-Post zuvor. Die „Retter:innen“ sind begeistert von ihrer Idee. Sie setzen ihr ganzes Team daran, sie zu einer Geschichte auszuarbeiten und so vor allem das Thema des virtuellen Wassers endlich wieder publik zu machen, das seit 40 Jahren kaum mehr diskutiert wird – auch wegen der Informationssperre, die die großen Konzerne bei Wasserthemen über die wenigen Redaktionen verhängt haben. Die Politik duldet es, wie so vieles.

Doch nun startet eine neue Kampagne, die Gayas Vision des weltweiten Netzwerks des Wassers immer weitertriebt. Schon nach drei Tagen laden die „Retter:innen“ sie ein und schlagen ihr einen Job als Beraterin vor. Gaya willigt ein und lässt sich beurlauben. Und kann nicht glauben, was vor ihren Augen geschieht, durch sie, mit ihr: Den „Wasser-Retter:innen“ schließen sich in den nächsten Wochen immer mehr Menschen an. Die Demonstrationen finden nun europaweit statt, auch in den kleineren Städten. Da sich Altenheime anschließen, kommen Abertausende dazu, auch virtuell. In einer Seniorenresidenz im Süden Portugals veröffentlicht ein Ex-Elektro-DJ den Sound zur neuen Bewegung, deren Kopf Gaya mehr und mehr wird. Denn nun ist sie bei den „Retter:innen“ schon Abteilungsleiterin für Mitteleuropa und kann ihren Bibliotheksjob kündigen. Ihr angeleenes Wissen, ihr Studium, ihr politisches Interesse – das alles hilft ihr, schnell zu lernen, Interviews zu geben, die Hauptrolle in Filmen zu übernehmen und ihr neues Team zu inspirieren.

Die „Retter:innen“ werden immer mächtiger

Gaya erzählt Geschichten, ganz einfach nur die Geschichten aus dem Leben ohne Wasser, von ihrem grauswarzem Stangenwald vor der Tür, von ihrem einsamen Bruder, von den Frühchen auf den Stationen. Es geht Wochen so, Monate. Die „Retter:innen“ werden mächtiger, veröffentlichen endlich wieder eine neue Studie zu virtuellem Wasser, die das Fass zum Überlaufen bringt: Die großen Tech-Multis der EU und die Gesundheitskonzerne verbrauchen durch ihre voluminösen Marketing-Kampagnen, ihre horrend teuren Lobby-Teams, Hundertschaften bestbezahlter Anwälte und die Beteiligungen an Bergbau-Unternehmen in Asien, Südamerika und Afrika zusammen mehr Wasser als die USA.

Da die investigativen Wasser-Journalist:innen eingestiegen sind – Ehrenamtliche die einst in Lokalredaktionen der schlimmsten Hitzeregionen dienten,

gelangen Bilder von Pool-Partys und „Splendid Water Festivals“ zweier Konzernchefs an die Öffentlichkeit. Das Blatt wendet sich. Und Gaya steigt erneut auf, ist nun Vizechefin der „Wasser-Retter:innen“, alles innerhalb eines halben Jahres.

Die EU ruft in einem Sondergipfel ihre Wasserbehörde auf, Verordnungen zu überarbeiten und die Rolle der freien Wirtschaft zurückzudrängen. Als die Behörde lediglich marginale Änderungen vorschlägt und die Staatschefs auf einem erneuten Sondergipfel applaudieren, gehen die 15 Millionen Menschen auf die Barrikaden, die mittlerweile unter der Fahne der „Wasser-Retter:innen“ in Europa mehrmals wöchentlich demonstrieren. Auf Mastodon hat der neue Hashtag #worldwidewater jetzt mehr als 100 Millionen Follower.

Die Polizei schließt sich ihnen an, die Feuerwehr auch

Der Furor ist entfesselt, als eine neue Hitzewelle Europa schon im April grillt und die Konzerne einfach weitermachen wie bisher: Preise hochsetzen ohne Erklärung. Die Politik bleibt stumm, lässt sie gewähren. Das Spiel dreht sich an einem Montag in Köln vollständig. Dort stürmen 300 „Retter:innen“ ohne Mühe das Rathaus, weil sich ihnen fast alle Bediensteten anschließen, auch die Polizei. Dann die Feuerwehr. Das Beispiel macht Schule, in den folgenden Wochen leeren sich die Verwaltungen der Städte, die Straßen sind voll, der Verkehr steht still. Niemand fährt in den Urlaub, Nordfinnland, die beliebteste Region, hat fast keine Gäste.

Der Umsturz liegt in der Luft, aber womöglich ein friedlicher. Denn in vielen Hauptstädten sind an den Flussufern Camps entstanden, zu denen Politiker:innen pilgern. Ihre Expert:innen und Fachbeamte:innen sind meist schon da, weil sie sich den „Retter:innen“ angeschlossen haben. So sitzen Hunderttausende, die sonst entscheiden und umsetzen, an den Ufern von Duoro, Ebro, Seine, Rhein, Themse, Donau und Dnepr – unter ihnen oft Gaya, die sich auch optisch verändert hat. Sie trägt hohe Schuhe, ein weites blaues Kleid, hat blaue Haare und ist geübt, sehr leise zu sprechen, denn das kommt in den Medien derzeit gut an.

Gaya hat sich perfektioniert, ist die Figur der Bewegung, der an einem Weihnachtsabend mit einer Video-Erklärung der ganz große Wurf gelingt: Die „Retter:innen“ wollen dem ausgehöhlten Politikgerippe, das sie lange als bröckelndes, verfremdetes Techno-Skelett in ihren Kampagnen verhöhnt haben, eine radikal andere Struktur entgegensetzen: neue Wasserräte, die die ungerechte Verteilung des Lebenselixiers auf den Kopf stellen sollen. Über einen Sozialalgorithmus, den die IT-Crew der „Retter:innen“ entwickelt hat, werden in jedem Land für zwei Jahre fünf Räte eingerichtet, die regional

das Wasser verteilen und überwachen, sie bestehen aus 15 gleichberechtigten Menschen, die zufällig ausgewählt werden, jedoch mit Rücksicht auf die realen Anteile von Alten, Jugendlichen, Kindern, von Geschlechtervarianz und vor allem von denen, die weniger haben als andere. Alle sind berücksichtig, die Vielfalt war nie größer – und damit die Gerechtigkeit. Um die geht es, immer mehr.

Gleiche Wasserrechte für alle – das neue Credo

Der Algorithmus sorgt dafür. Denn nun wird jedem Menschen auf Basis seiner Körpereigenschaften, seines Einkommens und seines Wasser-Fußabdrucks eine Menge zugestanden, was er oder sie nutzen darf – Minderheiten und Benachteiligte mehr, Eliten weniger. Sie können damit über neue Wasser-Banken handeln: Alle haben ein Pro-Kopf-Budget, das man aufraucht oder eben nicht, um dann den Überschuss an Wasserrechten an die zu verkaufen, die ihr Limit überschritten haben und sich freikaufen müssen.

Aber das Regime wird immer strenger, immer seltener werden Verstöße geduldet. Es ist die Idee des alten Emissionshandels, der das Klima in Europa retten sollte, nun aber nur noch als Papierstapel irgendwo existiert. Denn die Zertifikate, die einmal immer teurer werden sollten, wurden nun billiger und billiger. Sektoren, die einmal nach Jahren des Kampfes dazugekommen waren wie der Schiffs- und Flugzeugbereich, traten wieder aus – und nach ihnen andere. All das geschah nach dem Sommer mit den 45 Grad, als die Politik die Gestaltungsmacht an die Firmen abgab, aus Faulheit, Überforderung. Unwissen, trotz aller Warnungen damals.

Nun ist der Leidensdruck viel größer. Es geht nicht mehr zuvorderst um „Klima“, man ist „down to earth“, wie es der große Soziologe Bruno Latour einst schrieb. „Wir sind im Wasser, in der Erde, im Feld, im Wald, mit der Nase auf den Boden gedrückt, mit dem Sterben um uns.“ So sieht es Gaya, die mit diesen Sätzen jüngst den Kommentar in der Videoserie für die „Retter:innen“ begann. Nun sitzt sie Ende Februar in Paris, wenige Meter von der Seine, umringt von anderen Menschen in blauen Jacken und mit blauen Haaren und schaut auf den großen Bildschirm, wo die Nachrichten laufen. Es ist ein Rückblick auf die letzten Wochen, die Europa radikal verändert haben, nachdem die „Retter:innen“ ihre Erklärung abgegeben hatten: Die Regierungen Deutschlands, Frankreichs, Spaniens, Polens und der baltischen Staaten lösen Ministerien auf und geben die Wasser- und Klimasteuierung in die Hände der Räte.

In Skandinavien ersetzen die Räte für zwei Jahre die Regierungen insgesamt ein Experiment auf Zeit, bei dem die vorher gewählten Politiker:innen als Berater:innen fungieren, mehr nicht. Die Räte gründen sich über das gan-

ze Frühjahr in Europa. Die Ausbeutungen der Wasservorräte im globalen Süden gehen zur gleichen Zeit weiter – dort, wo es noch Grundwasser gibt. Hungersnöte und Wasserkranke sterben zu Millionen, das ist Gewohnheit geworden. Die Nachrichten blenden dies nur ein, wenn die Dürrewellen und Opferzahlen neue Länder erfassen wie etwa Argentinien oder Indonesien.

Gaya braucht eine Pause – und wird nachdenklich

Acht Monate später ist Gaya das erste Mal nach einem Jahr wieder zu Hause. Sie hat ihre alten Kolleg:innen in der Bibliothek besucht, dann Sport gemacht, am Morgen Tauwasser gesammelt. Für vier Wochen ist sie zu Hause, hat sich zurückgezogen, ganz ohne Medien und Menschen, ist nur für sich. Sie braucht Ruhe, ist ausgebrannt nach diesem verrückten Jahr, an dessen Ende die „Wasserretter:innen“ auf ihre Frontfrau auch ein wenig verzichten können. Denn Gaya ist jetzt nicht mehr ganz so wichtig; die „Retter:innen“ sind wieder zu einer NGO geworden, die die neuen, für alles maßgeblichen Wasserräte medial begleitet. Deren Mitglieder sind nun die Gesichter des Wandels, der Politik, der neuen Rätedemokratie. Gaya hatte schon immer ein gutes Gespür für den richtigen Zeitpunkt; in einen der Räte hat sie der Algorithmus nicht gewählt. Also nimmt sie sich raus – und wieder rein in ihre Wohnung am Wald.

Nun sitzt Gaya am Fenster, schaut in den Wald und traut ihren Augen nicht. Denn am Boden sprießen junge Ahornpflanzen, die ihr offenbar vorher nicht aufgefallen sind. Vorhin stutzte sie bereits, als im alten Stadtteich wieder etwas Wasser glitzerte und sogar eine Stockente ihre Kreise zog, eine streng geschützte Art, die noch vor 30 Jahren in Europa überall lebte, bevor sie mit dem Wasser verschwand wie so viele Arten. Frösche und Kröten sind ausgestorben, nur noch in Skandinavien und Schottland halten sich wenige Arten. Gaya spürt eine ganz alte, sehr tief in ihr vergrabene Stimmung langsam in sich aufziehen. Sie erinnert sich an den Grünspecht, den sie hier einmal sah und notierte – Vögel hat sie schon lange nicht mehr beobachtet.

Ein Krankenhaus feiert zwei neue Wassertanks

Jetzt registriert Gaya beim Blick auf das Handy, das sie eigentlich einmal für zwei Stunden in Ruhe lassen wollte, tanzende Menschen, in ihrer Stadt: Ein Krankenhaus feiert zwei neue Wassertanks. Und über einem alten Feld, so zeigt das nächste Video, besprinkelt eine Gieß-Drohne die Reihen, etwas, das Gaya lange nicht mehr gesehen hat. Denn fast das ganze Getreide kommt heute aus Nord-Russland oder der Mongolei, nicht von hier. Die Wasserräte sprechen ihre Botschaften auf. Ein nächstes Video zeigt Paris, mit der Seine und Schiffen, die doch vor zwei Wochen noch in den Fußballstadien lagerten! Gaya ahnt, dass sie nicht auf dem neuesten Stand ist. Und dass sich offenbar etwas verändert. Sie wechselt zu den Nachrichten und ist überwältigt: In Baku können die Menschen

eines Armenviertels wieder die Wasserhähne voll aufdrehen, in Barcelona öffnen Schwimmbäder. In Polen sind die Wasserspeicher erstmals seit 20 Jahren wieder halbvoll. Und die Preise für Wasser sinken überall, weil Räte und Regierungen die früheren Wasser-Kontrolleure, die Konzerne, zerschlagen haben. Nur noch kleine und mittlere Firmen sind im Wassersektor erlaubt.

In den nächsten Tagen badet Gaya in den Nachrichten, die die Erfolge der neuen Wasserpolitik zeigen: Das höchste Gut ist wieder für alle da, es kommt zurück. Und alle, das ist die starke Botschaft, haben gleich viel, können sich gleich viel leisten. Parks ergrünern wieder, Schwimmbäder füllen sich, Drohnen bestellen die Felder. Im toten Wald sprießen junge Bäume, längst vertrocknete Bachbetten füllen sich langsam. Und so geht das Wasser wieder ins Land, in die Häuser und Garten, die Bäder und Becken. Überall kehrt es zurück, langsam, aber stetig.

Der Algorithmus wird immer besser und gerechter

Die Räte haben viel zu tun, treffen sich öfter als sonst. Sie stellen neue Informatiker:innen ein, die den Algorithmus regionaler machen, sodass er immer feiner arbeitet und Auskunft darüber gibt, wie viel mehr Wasser neu verteilt werden kann und welche Vorteile jetzt diejenigen haben, die lange benachteiligt und unbeachtet waren, die Alten, Jungen, Kranken, Ärmeren. Und so kommt es: Villenviertel bleiben trocken und verdorren weiter, Bundesliga-Stadien öffnen nicht, dafür aber die kommunalen Schwimmbäder. Die Parks blühen auf, Böschungen, Gärten in den sozialen Brennpunkten, und öffentliche Brunnen, in Blau, mit freiem Trinkwasser für alle. Sie schießen überall in Europa aus dem Boden, wie Pilze nach einem Sommergewitter. Städte geraten in einen Brunnen-Wettbewerb, brüsten sich mit der geringsten Meterzahl, die jemand bis zur nächsten Wassersäule laufen muss.

Ein Film über die neue Wassergerechtigkeit und die Rätedemokratie erscheint, so viel sieht Gaya noch in den Nachrichten. Doch dann, nach zwei Tagen Nachrichtenkonsum fast ohne Pause, sieht sie hinauf an die Wand zum Bild ihres Bruders, legt sich auf den Boden und hält die Luft an, lange. Dann atmet sie aus. Und spürt, dass sie eine Weile ganz raus muss, nicht mehr mithalten kann. Sie war schon lange nicht mehr an seinem Grab, oben am Urnenfeld im Ex-Wald. Gaya möchte wieder zum Grab, wie früher, alle zwei Tage. Und sie möchte wieder mehr Lesen. Gleichzeitig überkommt sie, immer noch ausgestreckt auf dem Boden ihres Wohnzimmers liegend, das Gefühl, dass irgendetwas nicht ganz richtig läuft, dass die Wasserräte etwas übersehen haben. Doch sie schläft ein, nachdem sie diesen Gedanken weiterspinnen kann.

Sie weiß: Alle haben etwas übersehen

Als Gaya auf dem Teppich aufwacht, schmerzt der Rücken, ein Wirbel ist vielleicht verrenkt. Sie schleppt sich zum Stuhl, zieht sich hoch und seufzt dann tief, womit das Unbehagen über die Nachrichten wieder da ist. Und nun weiß Gaya, was die Räte übersehen, alle vergessen haben: die Endlichkeit des Wassers. Den schlichten Fakt, dass Wasser – so stand es in den ersten Büchern, die sie als Kind noch las – eine begrenzte Ressource ist, die man nicht unendlich verteilen kann. „Aber das geschieht hier, verdammt. Das ist das!“, ruft Gaya laut und lässt vor ihrem inneren Auge die Nachrichten der letzten Tage passieren. Dann greift sie zum Stift, notiert: „Wir verteilen das Wachstum so gerecht wie nie, aber der Verbrauch wächst, weil wir immer mehr verteilen. Ein Mehr, in die Breite gezogen, nicht auf die Spitze getrieben wie vorher.“

Sie muss manchmal schreiben, um die Welt zu verstehen. Hier reichen ihr zwei Sätze. Zwei Sätze, die sie mit all ihrer Wucht treffen, wie sie da stehen: blau auf einem weißen Blatt, in einem weißen, fast leeren Raum. Gaya greift zum Handy und ruft Inia vom regionalen Wasserrat an – besetzt. Dann ruft sie Claire an, die Pressesprecherin der „Retter:innen“, die gerade an einem neuen Film mitarbeitet. Die hebt ab, ist erstaunt: Gaya erzählt von ihrem Geistesblitz, liest ihre beiden Sätze vor, das Herz pocht, sie beginnt zu schwitzen. Doch dann herrscht Stille in der Leitung. „Gaya, mache dir keine Sorgen. Ich kann dich verstehen, aber es ist alles perfekt organisiert“, sagt Claire. „Das haben wir doch so oft kommuniziert, auch wir beide zusammen.“ Claire macht eine bedeutungsvolle Pause. Und holt dann aus: „Wir haben die gerechteste Verteilung für Wasser erstritten, die es je in der Geschichte gab. Du hast das getan! Und wir haben einen Algorithmus entwickelt, der keinerlei, aber auch wirklich keine Ungerechtigkeit in der Verteilung mehr zulässt“.

Claire wird lauter. „Es ist doch vor allem dein Werk. Und eines ist klar: Die Armen, Jungen, Alten, Menschen auf dem Land und anders Abgehängte, die, die nie so mitentscheiden durften, wie sie sollten, die nehmen nun an der Welt teil. Über das Wichtigste, das Wasser. Sie nehmen wieder teil und mehr als je zuvor. Und mehr als die, die sie lange ausgeschlossen haben. Was ist dagegen zu sagen?“ Gaya schweigt, schaut auf ihre beiden blauen Sätze. Sie kann nichts entgegnen in diesem Moment, hat keine Kraft, dagegenzuhalten wie noch vor einem Jahr, in den Talkshows, bei den Demos. Sie liest stattdessen nochmal die beiden Sätze vor – und wartet. Doch Claire wiegelt ab: „Ach kommt, lass uns nächste Woche sprechen; du bist ausgebrannt und deshalb auf Urlaub, mach dir nicht solche Gedanken.“

Inia sagt, der Mechanismus sei doch perfekt

Gaya legt auf. Doch eine Minute später ruft Inia vom Wasserrat zurück. Das Gespräch verläuft ähnlich: Inia ist erstaunt. Sagt, Gaya solle sich eine Pause gönnen, nicht zu kompliziert denken. Denn alles habe nun einen perfekten Mechanismus, das Soziale und das Organische seien in Balance, so, wie Gaya es auch immer wollte. „Gaya, du kannst dich doch endlich zurücklehnen und chillen, entspann dich und schau doch zu, wie alles wieder wächst und gedeiht“, sagt Inia noch. Doch Gaya gibt nun keine Ruhe mehr, schreibt Textnachrichten, ruft andere aus den Teams an, wendet sich an die Medien, setzt einen Post bei Mastodon ab.

Aber sie dringt nicht durch, niemand nimmt die beiden Sätze ernst und auch den Rest ihrer Zweifel nicht. Die Gegenargumente sind immer die gleichen: Der Verbrauch sei bei allem im Blick, sagt der Chefingenieur bei den „Retter:innen“. „Darauf achten all die Wasserräte in den vielen Ländern. Und auch der Algorithmus schaut darauf, der ja auch immer schlauer wird. Da kann einfach nix passieren.“ Zudem, entgegnet eine Geologin und Wasserrätin aus Wien, erschlossen Ingenieure gerade in einigen europäischen Regionen neue, unbekannte Grundwasserreservoirs, die ganz neue Spielräume schafften. „Das weiß noch fast niemand, aber wir können uns darauf freuen.“

Was Gaya findet, ist schockierend – und gefährlich

Spielräume. Freude. Neue Reservoirs. Gaya schmeißt den Hörer hin, hat zwölf Gespräche geführt, 15 Nachrichten geschrieben, acht Posts abgesetzt und dann drei Tage gewartet, fast nur geschlafen. Doch nichts ist passiert, in den Medien, auf ihrem Handy, keine Antwort. Alles geht so weiter. Und sie weiß plötzlich, dass sie keinen Einfluss mehr hat. Dass der Zug, den sie in Bewegung gesetzt hat, nun alleine fährt, ohne sie und in die falsche Richtung, führerlos und unfähig, auf Warnzeichen zu reagieren.

Gaya geht am nächsten Tag zu ihrem alten Arbeitsplatz in der Bibliothek und vergräbt sich dort in eine tiefe Recherche, bei der sie Essays, Aufsätze und Bücher sucht, die Wasser im Kontext von Klimawandel und Artensterben behandeln, im Licht der Nachhaltigkeit, wie man früher wohl sagte. Sie findet dazu kaum noch etwas aus den vergangenen zehn Jahren. Die ersten brauchbaren Treffer in der Suchmaske sind zwölf Jahre alt. Alles andere, aus Europa und den USA, wo inzwischen ein ähnliches System der Wasserräte die alte Politik abgelöst hat, handelt nur von Wasser an sich, bis ins Detail, mit filigranen Fragestellungen, die technologischer oder sozialer Natur sind.

Damit setzt sich das Bild für die Frau, die so vieles erreicht hat und die fatale Seite ihres Erfolgs noch erkannte, vollends zusammen. Sie hört auf zu su-

chen. Steht auf, seufzt leise. Und geht nach Hause. Sie öffnet ihr Konto und ist zufrieden: Die „Retter:innen“ haben sie mehr als gut bezahlt, Werbungen und Filme brachten noch etwas ein. „Es muss reichen“, denkt sie sich und ruft Tom an, einen befreundeten Makler, der eine große Firma mit Fokus auf hitzebedingte Umzüge führt.

Ein Steg, ein See ohne Wasser

Fünf Jahre später sitzt Gaya auf dem Steg ihres Hauses in Jutoskiyäö, einem Ort im Norden Finnlands, am Ufer eines großen Sees gelegen. Doch sein Wasser ist nicht mehr da. Der Steg ragt aus dem sumpfigen, schwarzen Boden weit heraus, es riecht modrig. Eine Möve passiert die Szenerie.

Gaya ist stark gealtert, die Augen gerötet, der Teint blass, die Haut spröde und mit Altersflecken gespickt, die kommen, wenn das Wasser in seiner Qualität schlechter wird, die Mineralien schwinden, die Spuren elemente. Nun sind andere Stoffe hineingelangt, Gifte aus den Wassermen, die überall in Europa und den USA aus dem Boden geschossen sind, um riesige, unbekannte Grundwasserspeicher in den tiefen Erdschichten auszubeuten. Denn Autos laufen nur noch mit Wasserstoff, Fabriken auch, alle industriellen Prozesse brauchen Solar- oder Windenergie, vor allem aber Wasser und seinen Stoff. Kohle und Gas gibt es nur noch in den Geschichtsbüchern. Dafür ist die Energie nun grün und vielfach blau.

Krankenhäuser, Stadtparks, Seniorenheime, Sportplätze, Gärten, Firmen, die Menschen zu Hause – alle haben überall und immer genug Wasser, kontrolliert von den Räten. Die arbeiten aber nun mehr im Hintergrund, weil das System perfekt läuft. Sie schalten sich ein, wenn irgendwo Ungerechtigkeiten entstehen. Etwa, wenn einer der 13 Millionen blauen Wasserspender in den EU-Staaten abmontiert wird von der kleinen nostalgischen Guerilla-NGO, die wieder für „Klimaschutz“ kämpft. Die Räte reagieren mit einer scharfen Klage vor Gericht, wenn jemand Bilder von den Flüssen oder Seen postet, die immer öfter trockenfallen – unter anderem, weil die Räte eine „Abwägungsentscheidung“ treffen, wie sie in ihren Posts immer dünn formulieren.

Gaya hat sich verschätzt, zum zweiten Mal

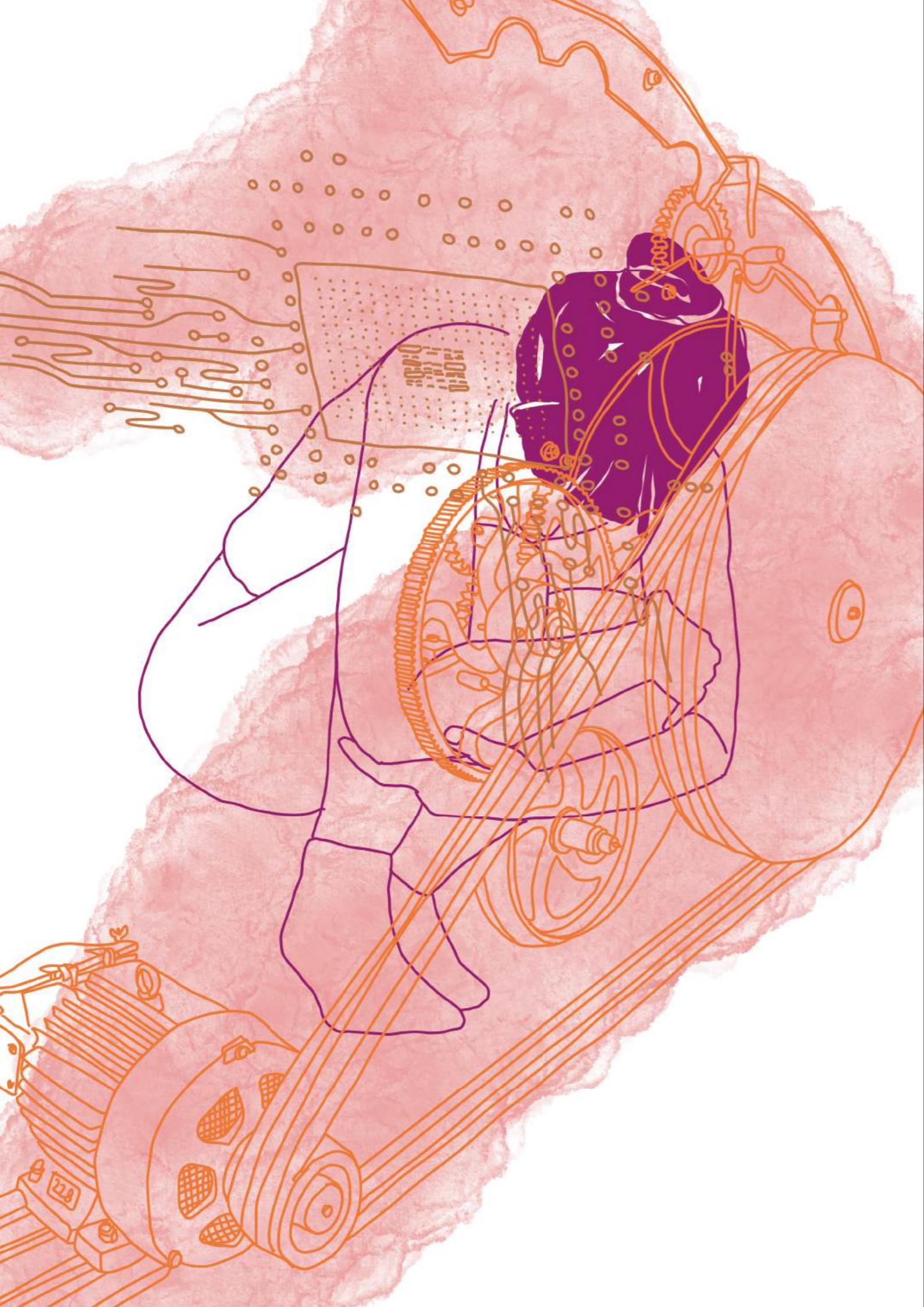
Die Räte entscheiden dann, einen See oder einen Fluss abzupumpen, damit die Speicher in der Stadt voll werden – oder die Unternehmen, die den Wasserstoff für die Firmen herstellen, die alles am Laufen halten mit ihrer Energie und nun in fünf EU-Staaten je zwei Sonderplätze in den regionalen Wasserräten bekommen haben. Die Räte sagen, sie müssten diese „Abwägungsentscheidungen“ leider treffen, weil es in der Tiefe der EU-Erdschich-

ten langsam kein Grundwasser mehr gebe, das sich sicher abbauen ließe.
Aber es sei immer noch genug für alle da.

Alle können überall trinken, baden, gießen, im Wasser spielen, ihre Autos waschen. „Freies Wasser für freie Menschen“, heißt es in einem Video, das Gaya auf der Veranda schaut. Sie sitzt am Tisch, still und über das Handy gebeugt. Sie muss es etwas weghalten, weil sie nicht mehr so gut sieht. Ihren See, den Layatsgilö, hat es im Frühjahr erwischt: „angeordnetes Abpumpen“, eine „soziale Wasserverlagerung“, wie es in der Mitteilung des nordfinnischen Wasserrats hieß. Dafür rauscht nun der wasserstoffgetriebene Lappland-Express mit 345 Kilometer in der Stunde von Utsjoki nach Helsinki und zurück. Durch ein Land voller Fabriken und künstlicher Seen, die die Fabriken am Laufen halten.

Gaya hat sich verschätzt, zum zweiten Mal. Sie fährt aber gleich, wie vom Arzt verschrieben, mit dem E-Luftschiff ins kommunale Bad, das ein achtes Becken und die 22. Sauna bekommen hat – mit Heilwasser und Aufgüssen für Menschen mit neuen Hautkrankheiten. Erste Fälle einer neuen Krebsart sind auch gerade aufgetaucht, die die Wasser-Ärzt:innen damit in Verbindung bringen.

Kuppeln des Kummers



Ein Algorithmus managt eine Welt, in der die Natur ohne Menschen gedeihen darf

Ich sehe Yian an, wie ich es schon so oft getan habe, jeden Morgen, jeden Abend, über all die Jahre. Ich sehe in seine braunen Augen und sein Gesicht; meine Augen gleiten über seine Brust, betrachten sein Haar, das von Jahr zu Jahr lichter geworden ist und nun beginnt, grau zu werden.. Früher habe ich dabei etwas Tiefes gespürt, allein sein Name hat mich erröten und mein Herz pochen lassen. Über 24 Jahre, tagein, tagaus, habe ich Yian so angesehen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wann das aufgehört hat.

Heute ist unser Leben anders: Wir leben miteinander, aber eigentlich nur beieinander. Wir schlafen in einem Bett, essen zusammen, gehen durch die Straßen, und er nimmt meine Hand. Doch das ist es auch. Er könnte auch nicht da sein; es würde keinen Unterschied machen. Und ja, es war einmal anders, damals taumelten wir durch die Gegend, trunken vor Liebe. Jede Stunde ohne ihn schmerzte. Doch heute, hier – jetzt macht seine Anwesenheit keinen Unterschied mehr. Ich empfinde keinen Schmerz, keine Angst, kein Verlangen, keine Liebe mehr. Ich brauche Yian nicht mehr – und auch nichts anderes und niemanden sonst. Denn ich bin zufrieden.

Das erste Brennen

Plötzlich brennt es in meiner linken Hand, wo der Zentralchip sitzt. Ich sollte jetzt Wut spüren, die mir die Luft abschnürt, die Tränen in die Augen treibt. Es ist die soziale Restwut, die das nationale Amt des GEG (Global Emergency Government) über die Chips in uns reguliert und so politisch kanalisiert. Es könnte über diese Triggerfunktion auch Trauer sein über das, was ich verloren habe – Yian, der still vor mir sitzt, mit einer Brille durch verschiedene Landschaften reist und dabei döst.

Doch ich spüre nichts – ich bin leer. Schließe und öffne meine Hand noch einmal probeweise und spüre nichts, was mir Angst machen oder Wut bereiten sollte. Und dann kommt dieser Gedanke, der noch nie da war. Er ist klar, kalt und groß wie ein Berg aus Eis. Er baut sich binnen Sekunden auf und lässt mich handeln, führt meine Hände zum Verbotenen. Ich verstehe diese Reaktion des Körpers nicht; sie ist nicht vorgesehen. Meine Hand greift nach einem Messer auf dem Frühstückstisch. Ein sauberer Schnitt, ich beiße die Zähne zusammen. Sekunden später halte ich den Chip in der Hand und betrachte tonlos, wie mein Blut auf das weiße Tischtuch tropft.

Dann herrscht Stille. Und Yian nimmt die Brille ab, er muss es mitbekommen haben, irgendwie. Schockiert starrt er mich an. Sagt mehr oder weniger pflichtbewusst, was ich da getan hätte, dass ich es rückgängig machen solle. Doch ich höre ihn nur aus weiter Ferne. Denn Panik und Wut fluten mich. Ich schluchze. Hitze breitet sich in meinem Brustkorb aus; ich weine. Wut, Verzweiflung und Unsagbares überwältigen mich.

Doch dann kehrt mein Verstand zwischen all der Trauer und Verzweiflung zurück. Ich schaue auf Yian und frage mich, wie das alles nur passieren konnte mit uns. Unterdrückt und eingezwängt, unsere Gefühle abgetötet, schrittweise, über die Apps und ihre Funktionen, die uns die passenden Realitäten simulieren. Hinaus gehen wir kaum mehr – wegen der Klimabelastungen, der Gefahren, des ganzen Aufwands, der dadurch entsteht. Wir haben alles für die Augen und die Sinne auf den Bildschirmen. Und die Screens sind mit den perfekten Landschaften programmiert, die die Seele reinigen, den Körper heilen. So haben wir es gelernt.

Doch jetzt spüre ich, dass daran etwas nicht stimmt. Ich schaue wieder zu Yian, der erneut seine Brille aufgezogen hat und durch einen Entspannungswald dümpeln muss – es gibt da diesen kambodschanischen Mangrovenwald mit nordischer Harfenmusik, der ihn immer so runterholt von allem. Dann sitzt er leicht schräg in den Ergo-Sesseln, die mit den Klängen zittern. Die App schickt den Mangrovenduft in seine Nase, wobei es kürzlich hieß, dass hier vietnamesischer Bergwaldgeruch programmiert wurde und nicht der Duft aus Kambodscha.

Zuneigung, nach 20 Jahren

Schluchzend schaue ich hoch zu Yian und spüre das erste Mal, seit 24 Jahren, wieder Zuneigung. Vielleicht sogar wieder Liebe. Ich kenn das Gefühl nicht mehr, vermute, wie es sein kann; mein Unterarmbildschirm zeigt starke Emotionsaktivität – es könnte Liebe sein, denke ich. Da sitzt der Mensch, der das lange für mich bedeutete. Und ich war drauf und dran, das alles zu vergessen. Es einfach gehen zu lassen. Doch dann versetzen mir seine automatischen Worte, sein distanzierter und hilfloser Blick, kurz bevor er wieder die Brille aufsetzt, einen heftigen Stich. Ich bin hier, blutend, und weine, bleich und am Ende. Und er sagt nur, dass sie bald kommen würden und ich einen großen Fehler gemacht hätte.

Jetzt, in diesem Moment, weiß ich, dass uns die Chips und andere Mikroimplantate die Freiheit genommen haben. Und selbst die Liebe. Letztlich unser Leben – und das alles nur für das perfekte Klima und eine Welt ohne Emissionen, Streit und Verbrechen. Mir wird klar, dass die Geschichte in China ihre Anfänge nahm mit dem Sozialpunkte-System, das die Gesellschaft

erfolgreich steuerte, erst sozial und dann auch ökologisch, woraufhin das Modell von immer mehr Ländern kopiert wurde. Dann kam vor 30 Jahren die Intelligenz hinzu, die Texte schreibt, so wie es bis dahin nur Menschen konnten. Dieses Programm revolutionierte die Schrift und die gesamte Bildungslandschaft – Schule, Hochschule und Medien. Menschengemachten Journalismus gibt es nur noch in der Nische, teuer zu bezahlen und elitär. Wenige wenige Menschen können heute komplexe Texte selbst verfassen. Sie müssen es aber auch nicht. Niemand verlangt es mehr von ihnen.

Die Tränen strömen meine Wangen hinab. Das Blut rinnt den Arm hinunter. Ich lasse das Messer fallen und renne hinaus, lasse Yian am Tisch sitzen, lasse ihn für immer und renne vor die Tür, durch die leeren Straßen. In der Ferne höre ich die Sirenen, die schnell näherkommen. Drohnen kreisen über mir, am Ende der Straße rollt ein gepanzertes Fahrzeug des Amts heran. Ich weiß, dass sie das Notsignal für Systembruch erhalten haben und ich in den letzten Minuten zu einer Bedrohung geworden bin. Ich spüre die Angst und sehe schon die Polizist:innen, die vorrücken. Es gibt kein Entkommen mehr. Ich werde verschwinden, wie so viele früher und nur noch wenige jetzt. Denn ich bin gerade eine Fehlfunktion geworden, die es eigentlich nicht geben darf.

Das Amt für „Katur“ hat den größten Einfluss

Menschen wie Kya gibt es heute, 20 Jahre später, nicht mehr. Sie sind ausgemerzt worden. Das System des GEG, sagen manche in der Rückschau, hat es getan. Wer genau, wann, das lässt sich nicht nachvollziehen. Handelnde Personen, die die letzten Zweifler:innen aus dem Weg räumten, Politiker:innen gar, die gibt es nicht mehr. Kein Mann und keine Frau, die die großen Entscheidungen tragen, sind noch bekannt oder sichtbar. Es gibt die, die ausführen, etwa den Leiter des „nationalen Amtes für Katur“, das wohl den größten Einfluss hat – darauf, welche Chips welcher Emotional-Kaste auf welche Weise implantiert wird und wie das Leben vor den unterschiedlichen „harmonischen Horizonten“, die das Amt für verschiedene Regionen herstellt, organisiert wird. Unter diesen Horizonten scheint die Sonne angemessen, regnet es vernünftig, gibt es die schönsten Wälder und Gärten, riecht es verlockend, wechseln die Szenerien aber je nach der Mehrheitsemotion. Sie wechseln, wie ein neuer Film auf die Leinwand kommt, auf die riesigen transparenten Kuppeln, unter denen die Menschen nun leben. Unter denen alles angemessen verläuft und hergestellt ist, die Luft, das Wetter, die Landschaft, die Temperatur, der Sauerstoffgehalt – alles ist biochemisch und geophysikalisch so geregelt und wird als Welt hergestellt, dass die Menschen ruhig in dieser Welt leben und nicht aufbegehren. Aber auch nicht leiden.

Das Ziel des GEG war immer das perfekte System, die große Balance, die Perfektion in allen Belangen. So ist es nun gekommen. Die Menschen sitzen und genießen, die Gliedmaßen haben sich schon etwas zurückgebildet, weil sie nicht mehr so viel gehen trotz der Bewegungs-Apps und Programme. Aber auch das haben sie nun akzeptiert: wieder kleiner zu werden, weil das System in Gestalt der verschiedenen Ämter auch dafür Lösungen gefunden hat – hergestellte Welten und biochemische Mikro-Apps, die Körperfunktionen übernehmen, die nicht mehr intakt sind. Aber alle sind zufrieden. Und können es deswegen nur sein, weil es über die Vergangenheit nichts mehr zu sehen, lesen, finden gibt – mit ganz wenigen Ausnahmen, denn alles haben die Ämter doch noch nicht gefunden.

In der vergangenen Woche kursierte auf den Nachrichtenleisten der Unterarm-Chips – der Screen ist meist direkt in die Haut eingebaut – für wenige Minuten ein längerer, verwackelter Film, den wohl die versprengte Schar der „Altweltlinge“, wie sie genannt werden, in Umlauf brachte. Sie leben am Rande des Mekong-Deltas in Sümpfen und sogenannten „echten“ Dörfern ohne Kuppeldach, mit dem „Internet“ aus der alten Zeit. Man dachte, ihr Widerstand sei gebrochen, nachdem vor fünf Jahren die Dokumentarfilme über real existierende Naturschönheiten, die die Ausgestoßenen mit dem Ziel der „Echtwelterkennung“ verbreiteten, wie sie schrieben, von den Ämtern auf allen Anwendungen sofort gelöscht wurden. Die GEG-Truppe flog einen Einsatz in die Mekong-Sümpfe und zerstörte zwei Dörfer.

Yians nonkonforme Neugier

Doch nun sitzt Yian, Kyas Mann, am Tisch und schaut auf seinem Unterarmbildschirm den Film, der da läuft. Es ist eine Rückschau, eine Zusammenfassung dessen, wie alles gekommen ist. Er spürt einen heftigen Schmerz im Hals, seine Arme beginnen zu zucken – ein warnender Stromstoß, den der Chip aussendet, wenn nonkonforme Neugier entsteht. Eine, die das System als bedrohlich definiert und entsprechend codiert hat. Aber Yian übergeht den Schmerz zum ersten Mal, denn er hat wieder an Kya gedacht, nach ganz langer Zeit einmal wieder, und beißt auf die Zähne. Noch ein Stromstoß durchfährt ihn, stärker, doch er will standhalten. Die Gedanken an Kya rasen durch seinen Kopf. Er fasst Mut, einen alten Mut, den er einmal in sich hatte, und geht in die Küche, um ein Messer zu holen. „Wie sie mach ich es nun“, sagt er, hält noch einem Stromschlag stand und schneidet sich den Chip aus dem Unterarm. Er muss das Blut sofort auffangen, verbindet sich schnell und weiß, dass sie bald kommen werden, dass der Chip den Notfall an das Amt gesendet hat. Aber nun hält Yian ihn in der Hand und schaut den Film zu Ende. Er sieht, wie alles entstanden ist und warum. Es begann um das Jahr 2030.

Zu dieser Zeit war der Amazonas-Regenwald endgültig zu einer mächtigen Emissionsquelle geworden und nicht mehr zu einem Speicher für Kohlendioxid. Die neu entdeckten Lagerstätten für seltenen Erden im Norden Brasiliens waren der Todesstoß gewesen für die einst „grüne Lunge“ der Erde. Selbst die neue südamerikanische Zentralregierung mit ihrem riesigen Budget für Aufforstung und Waldschutz war nicht mehr in der Lage gewesen, das Blatt zu wenden und den Raubbau im Regenwald zu stoppen. Um das Jahr 2030 mehrten sich auch die Anzeichen, dass sich der Golfstrom stark abgeschwächt hatte, wie die Forscher:innen der Attributionsforschung, die regionale Ereignisse dem Klimageschehen zuordnet, herausgefunden hatten.

Die Sahel-Zone war in Teilen bereits menschenleer; Spanien, die Türkei und vor allem die Länder Nordafrikas waren nun die mächtigsten Staaten Europas und seiner unmittelbaren Peripherie, weil sie zusammen über 100 Millionen Klima-Geflüchtete beherbergten. In Südasien hatte zuerst eine Hungersnot und dann, gleich im Folgejahr, der heftigste Monsun-Monat seit Beginn der Wetteraufzeichnungen, ebenfalls 100 Millionen Menschenleben gekostet; Pakistan stand zum vierten Mal zu einem Drittel unter Wasser. Australien hatte wegen des Feuerinfernos, das schon seit drei Jahren wütete, die Hälfte seines Territoriums zur unbewohnbaren Zone erklärt und einen neuen Meta-Kanal quer durch das Land getrieben, der mit Meerwasser geflutet wurde, um eine Barriere gegen die Hitze, Dürre und das ewige Feuer zu errichten. Wasser – es fehlte nun überall. Eine neue globale NGO gründete sich, um darauf aufmerksam zu machen.

In Europa unterrichteten die Schulen nun das Hauptfach „Wasserkunde“ mit dem Wahlschwerpunkt „Wasserliebe“, um auch emotional die Grundlagen dafür zu schaffen, mit dem Stoff des Lebens doch noch ganz anders umzugehen und zu retten, was noch war – nämlich fast nichts in den großen Flüssen, sehr wenig in den kleinen und mittleren Seen. Man war dahintergekommen, dass die Art der Kommunikation auch ein Grund dafür war, dass Politiker:innen und die Bevölkerung keine intrinsischen Motive für Klima- und Naturrettung hatten aufbauen können. Die Debatte war fast nur wissensbasiert, oft moralisch und mit Endzeitbotschaften versehen, den technologischen und ökonomischen Narrativen folgend. Technik und Geld – immer und immer wieder begannen so die Gespräche, die Geschichten, der Gesellschaftsdiskurs, den notgedrungen eine Politik begleitete, die die Daseinsvorsorge und die Lebensmedien Boden, Wasser und Luft weitgehend den Kräften des Marktes überlassen hatte. Dies alles war nun vorbei, die EU ein echter Staat mit zahlreichen neuen Politikfeldern, Sanktionen und Marktvorgaben. Doch für jegliche weitere Expansion war es zu spät, es ging immer mehr um die Schadensbegrenzung. Und dann kam der letzte sogenannte Klimagipfel in Moskau.

Wie die Notfall-Regierung begann

Yian schrekt auf, denn der Blick, mit dem ihm der Moderator der wichtigsten Sendung, des „Tagesklimas“, entgegenblickt, trifft ihn bis ins Mark. Er kann nicht sagen, was es genau ist. Aber die Augenbrauen dieses so nüchternen Mannes spielen eine Rolle, die verzogenen Mundwinkel, die Stimme, die verzerrt wie ein endzeitliches Raunen zu ihm herüberdringt und nachrichtlich, klinisch neutral, mit der Haltung, mit der die Welt verloren geht, die Neuigkeit verkündet.

„Gute Abend, sehr geehrte Menschen. Hier ist das „Tagesklima“. 20 Jahre, nachdem das Klima-Abkommen von Paris als gescheitert bezeichnet werden muss, haben die Vereinten Nationen heute mit größter Sorge über den Zustand der Erde die Einrichtung eines „Global Emergency Government – GEG – beschlossen. Vor allem die Länder des globalen Südens, die seit Jahrhunderten unter der Ausbeutung ihrer Ressourcen leiden, hatten darauf gedrängt, endlich Klimagerechtigkeit herzustellen und weltweit Maßnahmen zu ergreifen und die Beschlüsse von Paris umzusetzen.“

Der Sprecher räuspert sich kurz und fährt dann fort, als eine Sprachmaschine, so scheint es Yian in seiner Verzweiflung, die reiner Mechanik folgt:

„Die Nationen der Welt verzichten auf ihre nationale Souveränität zugunsten des GEG und gestehen der Emergency-Regierung folgende Kompetenzen zu:

- ❖ Alle Maßnahmen, die nötig sind, um die Nutzung der planetaren Ressourcen wieder mit ihrer Regenerationsfähigkeit in Einklang zu bringen, werden eingeleitet.
- ❖ Für jedes Land werden entsprechende Maßnahmen entwickelt und ihre Umsetzung innerhalb von drei Jahren durchgesetzt.
- ❖ Eine Blauhelm-Truppe, bestehend aus 35 Staaten, wird ermächtigt, die nötigen Maßnahmen in Staaten, die sich dagegen wehren, mit militärischen Mitteln umzusetzen.
- ❖ Alle Länder verpflichten sich, ihren Einwohner:innen zugunsten von Klimaneutralität und des Erhalts der Artenvielfalt Einschränkungen der persönlichen Freiheiten zuzumuten.“

Der Nachrichten-Mann sieht kurz in die Kamera, ohne Ausdruck, und liest weiter den Verkündungstext vor, der längst die Regeln jeglicher journalistischer Stilform verlassen hat. Er berichtet, dass die UN final und „eindringlich“ an Forschung und Wirtschaft appelliere, innovative Techniken zu

entwickeln, die es der Menschheit auch unter den Bedingungen begrenzter Ressourcen ermöglichen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Dafür richtet die Staatengemeinschaft nun einen globalen Fonds von 800 Milliarden Dollar ein.

Dann die letzten Sätze: „Der UN-Beschluss wurde weltweit als unerlässlicher Schritt aufgenommen, um das Problem der globalen Ressourcengerechtigkeit endlich anzugehen. Nun schalten wir um zum Wasserlagebericht aus Hamburg müssen wir erneut mit einer weltweiten Hitze rechnen? Und ist es der EU-Umweltkommissarin gelungen, die Pariser Seine wieder zu fluten, nachdem die Krankheitserreger sich aus dem trockenen Flussbett heraus so ausgebreitet haben, dass die Cholera Frankreich erfasst hat?“

Yian spürt den Schmerz an seinem Unterarm. Er presst eine Mullbinde auf die Wunde, holt ein weiteres Handtuch und pinnt sich einen Mikro-Vital-Chip an die Schläfe, der Schmerzen und Trauer unterdrückt und in Einklang mit allen anderen Programmierungen seines Körpers nur für ihn entwickelt wurde. Dann schleppt er sich zurück zum Tisch, er muss weiterschauen, der Sog der Geschichte hat ihn erfasst, die Spannung einer Erzählung, die Realität heiß und in seinem Leben gerade den Höhepunkt zu finden scheint. In diesem Moment, mit diesem verwackelten Film, dem Blut, dem Wissen, dass sie ihn gleich holen werden.

Der Wasserstandsbericht aus Hamburg taucht nicht mehr auf. Dafür gibt es einen Zeitsprung in das Jahr 2040 und eine Kameraeinstellung, die eine Sitzung der „Global Emergency Governance – GEG“ in New York zeigt, in einem hellgrünen Raum, klinisch sauber, die Wände eine riesige Bildschirmfläche mit Hunderten Vertreter:innen aus aller Welt. Längst gibt es aus Klimaschutzgründen keine physischen Treffen mehr.

Auf das Podium tritt der Sprecher der Abteilung „Wissenschaftliche Menschheitsoptimierung“. Er kündigt eine „historische und innovative Entwicklung zur Erfüllung der UN-Nachhaltigkeitsziele“ an, die jedes Jahr mit einer Mehrheitsentscheidung im Plenum neu gefasst werden; zuletzt stimmten 111 der 134 Staaten der Erde dafür (viele Länder sind in anderen aufgegangen, weil sie für Autonomie nicht mehr die nötigen Mittel und Ressourcen wie Wasser, Boden und saubere Luft zur Verfügung hatten). Der Sprecher – ein VM (virtueller Mensch) mit schwarzem Haar, Seitenscheitel und den feinen Gesichtszügen, die beim letzten globalen Face-Voting als weltweit besonders beruhigend ausgemacht wurden – verkündet mit langsamem Sätzen und bedeutsamen Pausen die bahnbrechende Neuigkeit:

„Unter strenger Geheimhaltung und größtem Zeit- und Geldaufwand ist es uns gelungen, im Labor eine Lösung zu entwickeln, die nach einer umfangreichen

Testphase als erfolgreich zu bewerten ist und die jetzt in die gesellschaftliche Breitenanwendung überführt wird.“

Er pausiert, zwinkert, lächelt kurz und liest dann weiter vor, was eine Textsoftware produziert hat – Gesetze, Behördentexte, Studien. All das schreibt niemand mehr selbst, an diese Stelle sind verschiedene Anwendungen getreten.

„Wir können Ihnen heute ein minimalinvasives Sensorium mit großer Reichweite präsentieren. Alle Bürger:innen der GEG-Staaten bekommen innerhalb des nächsten Jahres Hausbesuch vom Personal unserer lokalen Behörden. Bei einem freundlichen Händedruck werden unsere Mitarbeiter:innen das Produkt implementieren. Durch diesen kleinen Schritt erzielen wir eine große Wirkung für die Menschheit und den gesamten Planeten – indem wir die Bedürfnisse der Menschen in Einklang bringen mit den planetaren Möglichkeiten.“

Danach ein Schnitt im Film, Pause, dann Zahlenreihen und Statistiken, ohne Kommentar, schwierig zu folgen. Aber Yian kneift die Augen zusammen und kann sich konzentrieren, weil der Chip wirkt und ihn kleine Stimulationen erreichen. Die Zahlenreihen und Kurven zeigen die Entwicklung wichtiger Parameter zwischen 2040 und 2060 an, dem Jetzt, in dem Yian lebt: Die Durchschnittstemperatur ist seitdem um ein halbes Grad gesunken. Gleichzeitig wächst der Wald wieder durch massive Aufforstung und durch die enormen Flächen, die die GEG-Staaten unter strengsten Schutz gestellt haben – 58 Prozent der Erde sind nun Wildnisareale, in denen keine Menschen leben, es keine wirtschaftliche Nutzung gibt. Dort patrouillieren nur die GEG-Soldat:innen der ZEUS-Einheit, die weltweit die Natur vor dem Menschen schützen.

Die Graphen erzählen die Geschichte eines gesunden Weniger, auf allen Ebenen: Die Menschen reisen fast nicht mehr, der globale Handel schwindet zunehmend. Die Grundwasserstände sind in den meisten Staaten wieder gestiegen. Energieverbrauch und Rohstoffkonsum gehen zurück, und auch die Einkommen gleichen sich an. Fast alle Parameter entwickeln sich wieder zurück, die nach der „großen Beschleunigung“ aller Lebensbereiche ab 1950 in die Höhe geschossen waren. Echte Armut wird ebenfalls immer seltener; aus Unterschichten sind in den meisten Ländern gut versorgte Mitteklassen geworden. Auch die Freizeit hat zugenommen: Die Menschen arbeiten heute in den meisten Ländern wenig, zehn bis 15 Stunden in der Woche. Sie spielen vor allem – mit Bildschirmen, in den Brillen, unter den ästhetischen Kuppeln ihrer Lebensorte. Und sie sehen dabei alle Welten, die ihnen guttun.

Der Rückgang der Wachstumsparameter folgt einem klaren Muster, wie die Zeitachse der Graphen dokumentiert, die vor Yian immer schneller über den Bildschirm flimmern: Zuerst sinken die Vorräte natürlicher Ressourcen auf der Erde noch langsam während der „Implantats-Periode“. Für diese setzte das GEG fünf Jahre an, bis die meisten Menschen die neuen Chips in der Haut hatten, bis die physische Operation des großen Plans endete. In der zweiten Phase, die auf der X-Achse „Optimierungsperiode“ heißt und ebenfalls fünf Jahre dauerte, passten die GEG-Intelligenzen die Algorithmen den Menschen und der sich veränderten Welt an – immer mit dem Ziel, die persönlichen Klimagas-Emissionen drastisch und schnell zu verringern und den Menschen in die „Katur“ zu überführen, die ihn als natürliche Welt nun umsorgt, ernährt und genügt – denn darum ging es, um das große Genügen, das Ende des Wachstums und der Emissionen.

Ab der dritten Phase auf der Achse – der „Normalisierungsphase“ – schließen die Graphen des Weniger nach oben. Sie dauerte so lange, wie das Anthropozän, dieses vorschnell von Geolog:innen ausgerufene „Menschenzeitalter“, in dem Natur und Mensch sich im geologischen Gefüge der Welt vereinten. Das GEG nahm diese neue Erdepoche jedoch wieder zurück und veröffentlichte ein philosophisches Grundlagendokument, in dem die „Katur“ als neue Weltsicht Gestalt annahm. Darin, so viel lässt sich in der Rückschau nun sagen, gibt es Mensch und Natur nicht mehr ebenso wenig wie das Denken in den Kategorien von einer realen und virtuellen Welt. Alles ist eins.

Aufstand der Altweltlinge

Dann endet der Film der Altweltlinge, deren größere Aufstände in den 2030er-Jahren von den Blauhelmen niedergeschlagen wurden. Zeitgleich schreckt Yian auf, denn unten klopft es an der Tür. Er sieht das rote Licht der Panzerfahrzeuge, mit denen die Notfall-Patrouille gekommen ist. Sie sind hier, um ihn zu holen – wie Kya damals. Er schaltet seinen Unterarmbildschirm aus, verbindet ein letztes Mal seine Wunde und sucht intuitiv nach irgendetwas, woran er sich in diesen letzten Momenten in Freiheit festhalten kann, nach einem greifbaren Gegenstand. Doch er blickt nur auf große Möbelstücke aus Faltglas, auf den Tisch, die Liege, den Stuhl und die ansonsten leere, aufgeräumte und optimierte Wohnung. Alles andere erscheint vor seinen Augen in einem Aggregatzustand, der kein Anfassen mehr erlaubt – denn darin liegt der Einstieg in die Klimagasemission. So betont es das GEG in seiner „Philosophie der Katur“, die in Werbeclips verbreitet wird, immer wieder.

Yian kann nichts mitnehmen. Seine Hand gleitet vom Tisch. Die Tür geht auf. Er schließt die Augen, wird gepackt und erhält einen Stromstoß. Dann sieht er durch die Tür noch einen letzten Strahl des Sonnenlichts, das vor seinem äußeren Auge schnell dunkelrosa verblasst. Vor seinem inneren Auge erscheint für eine Sekunde Kyas Bild, ihre schwarzen Haare, die schwarzen, wehmütigen Augen. Ihr Blut auf dem Tisch, der Arm. Dann ist auch Yians Geschichte zu Ende.

Die Macht der vielen Leute



In Thymenthal schließen sich Menschen neu zusammen und erschaffen eine Kommune, die ganz Deutschland verändert

Dr. Granulat ist kürzlich weggezogen. Nun stehen sie vor seinem Kaktus im Treppenhaus, dort, wo sie mit dem Philosophen so oft gestanden und sich gestritten haben. Granulat war Dozent für Skepsis und Logik an der Hochschule für Philosophie in der nahen Stadt. Wenn Elme oder Frau Horst oder bestenfalls beide zusammen, den hochgewachsenen und feinsinnigen Schweizer mit Spitzbart durch Zufall wieder im Treppenhaus getroffen haben, weil er seinen Kaktus goss, der vor der milchigen Glasfassade ein viel zu nasses Dasein für einen Kaktus fristete, dann stand in diesen Momenten die Zeit still.

Immer entspann sich ein Gespräch und nicht selten produktiver Streit um die Macht des Zweifels und die Notwendigkeit der Skepsis – nicht des Leugnens. Denn darin zumindest waren sich die drei Bewohner:innen des Hauses Nr. 15 der Höhendorfstraße im Warg-Viertel der Kleinstadt Thymenthal einig: Die größte Gefahr geht vom Leugner der Fakten aus, von der teils feindlichen Haltung gegenüber der Wissenschaft und gegenüber dem, was wir als Wirklichkeit bezeichnen können, die ohne Vertrauen in die Fakten und in die Menschen nicht entsteht. So oder so ähnlich drückte es Dr. Granulat beim letzten Treppenstreit und bei der spontanen Zusammenkunft am „skeptischen Kaktus“, wie sie den Kronzeugen vor dem Milchglas irgendwann genannt hatten, aus. Und am Ende waren sie sich grundlegend immer einig – wobei Granulat daran im Weggehen immer noch eine gewisse Skepsis anbrachte.

Nun stehen Elme Enek und Emylia Horst vor dem Kaktus, im vierten Stock des drogen Mietshauses, in das sie das Leben vor zwei Jahren per Zufall spülte. Elme hatte gerade ihr Freiwilliges Klimajahr bei einem der vielen Moor-Bildungszentren beendet, die nach der Vernässung von Teilen Deutschlands und dem Neuaufbau alter Moore entstanden sind. Sie ist nach Thymenthal gekommen, weil die Mieten hier billiger sind als in der Stadt, die nur wenige Kilometer entfernt ist, hinter dem Wald. Nun studiert Elme Soziale Arbeit und ist eine der führenden Köpfe der lokalen Mitwelttreter:innen.

„Der Fluss interessiert hier niemanden!“

Als sie im Treppenhaus, da, wo sie jetzt stehen, auf Frau Horst traf, die voll bepackt mit Koffern und verschwitzt über das teure Umzugsunternehmen fluchte, da war sie ihr unsympathisch vorgekommen. Und es ist bis heute

so. „Wir werden sehen, was uns der Kaktus das nächste Mal beschert“, sagt Frau Horst, während Elme phlegmatisch vor ihr steht, verloren in Gedanken; das passiert ihr ab und zu. „Hören Sie!“, ruft Frau Horst nachdrücklich. „Hören Sie mich? Ich sagen Ihnen auf den Kopf zu, dass Ihre neue Plakatserie nichts bringt, der Fluss interessiert hier niemanden. Die Menschen von Thymenthal haben andere Sorgen!“

Elme lehnt sich an die Milchglaswand, schaut auf den skeptischen Kaktus des Dr. Granulat und beschließt, dass sie mal wieder piksen will. „Frau Horst, Sie verstehen einfach nix. Wenn die Menschen nicht begreifen, dass mit dem Wasser vor Ort alles anfängt, dann ist alles nichts.“ Und dann fängt Elme an, vom Nobelpreis des vergangenen Jahres zu erzählen, der vergeben wurde für psychologische Forschungen über den Zusammenhang von Wasserbewusstsein, Umweltverhalten und politischer Veränderung. „Hören Sie auf, Frau Enek“, ruft Frau Horst. „Immer nur alles von unten, und dann wieder ganz von oben, mit dem Zeigefinger.“

Emilya Horst dreht sich wieder einmal um, lässt die Tür knallen. Elme steht alleine vor dem Kaktus. So passiert es immer wieder. Elme wundert sich, dass sie überhaupt noch miteinander reden – aber immerhin, Frau Horst hat sich jüngst in das Gemeindepalament wählen lassen, für die Grünsozialen. Sie will ja auch, dass die Dinge anders laufen in dieser Kommune, in der es den Menschen offenbar zu gut geht, als dass sie merkten, wie schlecht es der Welt um sie herum ergeht. „Kleinstadt-Paralyse“ hat das kürzlich ein Dozent an der Hochschule genannt. Ideen, diese aufzubrechen, hatte er auch nicht. Aber Elme notierte danach ein paar Dinge.

Seit dieser Nobelpreis-Nachricht setzt sie beim Wasser an und beim Fluss, der hier fließt, der Malow. Sie hat recherchiert, mit Heimatforscher:innen gesprochen und die Mitweltretter:innen davon überzeugt, dass hier ein Schlüssel der Veränderung liegen kann: im Wasser, dem Lebensmedium, das die Menschen sofort in seinen Bann zieht, das Visionen entfacht.

Plötzlich reißt Frau Horst ihre Tür auf und stellt klirrend eine Kiste Altglass auf den Flur. Sie schaut Elme entgeistert an. Im Hintergrund schreit ihre kleine Tochter, die sich offenbar mit dem Sohn zankt. Typisch, immer so laut, denkt Elme, sucht jedoch nach Entschuldigungen für Frau Horst, die alleinerziehend mit fast 40 in einem Baumarkt arbeitet, nach abgebrochenem Bio-Studium, vielen Umzügen.

Frau Horst schlägt die Tür zu, wieder einmal

Frau Horst schlägt die Tür zu. Elme dreht sich um, will zu sich hinaufgehen und sieht noch einmal auf den Kaktus. „Aber was“, sagt Elme halblaut zu sich selbst im dunklen Flur, „was bleibt denn außer diesen Geschich-

ten, wenn alles andere nicht klappt? Was, verdammte Scheiße, machen wir dann?“ Sie beißt sich auf die Lippen – all ihre Instagram-Videos, Plakat-Kampagnen, Demonstrationen, das alles hat in Thymenthal nichts bewirkt. Frau Horst hat vielleicht recht. Aber ihre Grünsozialen, die haben erst recht nichts verändert. Sie sind „das System“ – es ist Elmes Wort. Und gegen das kämpft sie an, schon in ihrer Stadt als Jugendliche hat sie das getan.

Thymenthal baut die letzten freien Felder und Wiesen zu, alles für teuren Wohnraum. Die Kommune erstickt im Stau und im Lkw-Verkehr. Selbst ein kleiner Radweg gilt als Sensation bei acht tief zerstrittenen Parteien. Auch hier stirbt der Buchenwald, vertrocknen die Felder und frisst sich das Gewerbegebiet vor dem Ort immer tiefer in die Streuobstwiesen, die niemand mehr pflegt. Währenddessen verödet das alte Dorfzentrum, sodass die Menschen nicht mehr zu Fuß einkaufen gehen können.

Elme wird wütend in ihrem inneren Monolog. „Sie schaffen es nicht, daher müssen wir es von unten machen“, schreit sie im Treppenhaus dem Kaktus entgegen. Hört ihr eigenes Echo nach oben dringen und dann die Tür von Frau Horst. „Ruhe, geben Sie Ruhe. Keiner kann etwas für Ihren Frust. Gehen Sie endlich in eine Partei und hören Sie auf mit dem bescheuerten Kleinklein.“ Bumm. Frau Horst knallt die Tür.

Elme steht alleine da, fasst das Geländer, will gehen, doch ihr Schritt ist schwer, weil die Gedanken bleiern sind und alles nach unten ziehen. Elme weint nun heftig. „Stimmt es vielleicht, was die Horst sagt?“ Sie haben doch alles versucht hier – die Mitweltretter:innen und ein paar Politiker:innen. Haben Konzepte für einen Radweg in die Stadt geschrieben, für einen Bus, der die Jugend in der Nacht aus den Dörfern holt, für mehr Erneuerbare – alles versandet. Sie lasen ihre Vorschläge nicht einmal im Rathaus, in der Gemeindevertretung.

Anderswo, im Allgäu, sind vor einem Jahr die ersten Flüsse vor Gericht gezogen; in Niedersachsen war es ein Moor – vertreten durch gewählte Menschen, ausgestattet mit vollen Rechten, die ein Rechtsprofessor aus München ausgearbeitet hat. Daraus wurde etwas, weil es in Frankreich, Holland, Schweden und Spanien mittlerweile Dutzende Landschaften gab, die als juristische Personen auftraten – ganz so, wie Firmen es eben auch tun.

Als Elme abends einmal in Thymenthal einer politischen Runde in der Kneipe davon erzählte, lachten sie alle aus. Sprachen von der Uni und der Theorie einer anderen Welt, dass die Firmen kommen müssten, damit hier alles weiterlaufe. Dann gab es wieder diese Sprüche, halbironische Codes des Stillstands, dazu Bier und einfach Schweigen am Tisch – die Zutaten für den geistigen Zement, mit dem so oft das Neue abgetötet wird. Für Elme war

dieser Moment der Ansporn, noch mehr Widerstand zu mobilisieren. Den nächsten Schritt hat sie schon vorbereitet, etwas Neues, das die Paralyse vor Ort auflösen kann.

Schmach und die Flucht nach Norden

Eine Woche später sind viele Bürger:innen von Thymenthal zur Sitzung der Gemeindevertretung gekommen. Es ist ein günstiger Tag, eine gute Woche. Denn die EU-Staaten haben sich in Brüssel nach 20 Jahren Streit darauf geeinigt, ein eigenes soziales Netzwerk aufzubauen, den EURoom, einen Raum im Netz, der Datensicherheit mit dem Schutz vor Hassreden und Falschnachrichten kombiniert – so die Ankündigung.

Der Sitzungsleiter verliest die Tagesordnungspunkte. Der wichtigste ist der letzte – vermutlich ein Winkelzug der Alten, denkt Elme. Aber sie bleibt hoffnungsvoll, bis zum Schluss, als bereits die Hälfte der Bürger:innen gegangen sind. Es ist 22.30 Uhr. Manche gähnen, andere schauen aus dem Fenster oder auf die Uhr. Aber dann verliest der Vorsitzende des Parlaments den Antrag zum Aufbau einer Ideen-Kommission, die Thymenthal voranbringen soll, zusammengesetzt aus zufällig ausgewählten Bürger:innen, denen später partielles Stimmrecht bei den Reformen gegeben wird. Es soll verschiedene Arbeitsgruppen in den Stadtteilen geben – begleitet von Versammlungen und öffentlichen Debattenrunden. Ausgedacht und eingereicht haben den Antrag die Mitwelttreter:innen – und vor allem Elme.

Doch sofort gehen die Hände nach oben und die Zweifel in die Runde: zu teuer, unrealistisch, nicht demokratisch, derzeit nicht machbar. Nun beginnen die Mühlen zu mahlen; um 23.15 Uhr ist der letzte Änderungsantrag gestellt, stimmen die Verbliebenen ab. Elme hält zwar eine Gegenrede. Doch dann kann sie die Abstimmung nicht mehr verhindern. Immerhin, es soll eine Kommission geben – nur anders als gedacht: Zwei Drittel der Menschen darin kommen aus der Verwaltung und den politischen Gremien, ein Drittel aus der Bürgerschaft. Die Runde tagt für ein Jahr, diskutiert rein intern. Verzweifelt und doch mit einem letzten Rest der Hoffnung stimmen die Mitwelttreter:innen zu. Das müssen sie als Antragsteller:innen. „Bevor nichts wird aus unserer Idee, dann zumindest das“, denkt Elme und überzeugt die anderen. Obwohl sie selbst nicht wirklich überzeugt ist. Denn nun liegt alles wieder doch irgendwie im System, in den Gremien. So, wie sie es nicht wollte.

Zu Hause angekommen, schmeißt Elme hin. Einfach so. Mit einer Mail an die Mitwelttreter:innen, in der sie ihr Aus erklärt. Im Treppenhaus hat Elme noch einmal den Kaktus angeschrien und danach die Eingangstür der Familie Horst. Der verschreckte Sohn öffnete die Tür, sagte, die Mama sei im

Rathaus heute Mittag. Da war Elme klar, dass sie ihre Grenzen überschritten hat und raus muss – in den Widerstand, nach Kiruna. Sie hat davon gelesen, dass die indigenen Sami gegen den Raubbau an den Bodenschätzen nun mit anderen Menschen ins Feld ziehen wollen: Durch den größten Fund an Seltenen Erden in Europa droht der Ausverkauf des Landes. Demonstrationen, Straßen besetzen, die Gruppen organisieren – da muss sie helfen. Elme nimmt ein Urlaubssemester und fährt nach Norden. Zum Abkühlen, zum Abregen, für den Widerstand.

Rückkehr und ihre Rache

Ein Jahr später, im Treppenhaus. Elme ist zurück und schleppt gerade ihren schweren Trekking-Rucksack in die Wohnung hoch, die sie untervermietet hatte. Sie schnauft, hält auf dem Treppenabsatz inne, schaut zur Tür – und Frau Horst direkt ins Gesicht. Die stellt gerade ihr Altglas in den Flur und ist verwundert, bietet aber sofort ihre Hilfe an und packt zu. Zusammen wuchten die beiden Frauen den schweren Rucksack vor den Blumentopf mit dem Kaktus. Sie mustern sich. Frau Horst trägt einen Hosenanzug und muss gerade erst von einer Sitzung gekommen sein. Sie ist etwas blass, trägt das Haar ganz kurz. Sie hat eine neue randlose Brille, weiße Turnschuhe, ist stylisher als früher, denkt Elme, die dünn geworden ist, das früher kinnlange rote Haar zu einem langen Pferdeschwanz gebunden hat und mit ihrem sonnengegerbten Gesicht, den stahlblauen Augen und den vielen Sommersprossen das Halbdunkel im Treppenhaus ausleuchtet.

Frau Horst tritt einen Schritt zurück, nimmt ihre Brille ab, überlegt. „Es ist alles fein mit der Kommission, so, wie es geplant war“, sagt sie trocken. „Wir sind jetzt Mitglied der landesweiten Klimakommunen, haben von der Handelskammer das Zertifikat als „grüne Gemeinde“ bekommen und arbeiten an der Umsetzung der ganzen Ideen des Abschlussberichts“, sagt sie und macht eine Pause. „Zugegeben, es kann etwas dauern, denn der Bericht enthält 145 Maßnahmen für alle Bereiche des kommunalen Lebens“, schiebt Frau Horst nach. „Und wie wir die unters Volk bringen, das spielte, ehrlich gesagt, bisher keine Rolle.“ 300 Seiten auf der Website, in Kleinschrift. „Wer soll das lesen?“

Elme setzt sich auf ihren Rucksack. Offenbar hat sich etwas getan bei Frau Horst. Denn solche kritischen Töne sind neu. Dann tritt ihr Frau Horst einen Schritt entgegen. „Wir danken das ja Ihnen. Weil Sie diese Idee hatten für die Kommission.“ Am nächsten Freitag werde die Ideen-Kommission den Bericht dem Parlament vorstellen. Da wäre Elme doch ein passender Gast. „Ja, ich kommen auf jeden Fall“, sagt Elme sofort und gibt Frau Horst die Hand, zum ersten Mal überhaupt.

Vorbereitungen für einen besonderen Abend

In Elme hat sich ein Gedanke festgesetzt, den sie am Küchentisch bei einem Bier nun ausformuliert. Sie telefoniert, geht ins Netz, recherchiert, notiert, telefoniert erneut. In den folgenden Tagen ist Elme nur am Telefon, trifft sich jeden Abend mit den Mitwelttreter:innen, hat Online-Konferenzen und tätigt Überweisungen.

Dann ist der Abend gekommen. Der Sprecher der Ideen-Kommission stellt lustlos einige Reformideen vor: grüne Außenfassade für die Schule, neue Tempo-30-Schilder. Insgesamt scheint das Interesse an dem Bericht nicht groß zu sein, der Vortrag ist nach fünf Minuten zu Ende. Immerhin erhebt sich Frau Horst und trägt nach, dass die eigentliche Arbeit in dem Arbeitskreis ja jetzt erst beginne. Der Parlamentsvorsitzende ruft dann eilig zum nächsten Tagespunkt – Antrag auf Ausweitung des Gewerbegebiets. Aussprache, Genehmigung, Ende der Sitzung. Alle erheben sich müde. Doch manche recken sich empor – aus dem Foyer dringen seltsame Geräusche, ein Raunen, das lauter wird.

Dann geht die Tür auf, und eine undefinierbare Zahl von jungen Menschen, alle schwarz gekleidet, flutet den Raum. Sie flüstern und blockieren die Tür. Die Parlamentarier:innen verharren auf ihren Plätzen, verwundert, erstaunt. Als Elme zum Rednerpult geht, blickt sie in fassungslose Gesichter, offene Münder, einer rauft sich die Haare. Dann der erste Ruf, was da solle. Elme ergreift das Wort: „Wir haben die Versammlung gestürmt. Uns geht es um die Zukunft dieses Ortes. 300 Seiten, die keiner lesen wird – steckt es euch an den Hut“, ruft sie laut in den Saal und wirft ein dickes Papierbündel in die Mitte: „Das ist das Klimaurteil des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 2022. Kennen Sie es?“

Das Parlament ist baff ob der großen Inszenierung von Mitwelttreter:innen aus mehreren Gemeinden, Naturschutzbund, Pfadfinder:innen, Schülervertreter:innen, den jungen Grünsozis und anderen Versprengten aus Fußballverein, Wanderclub und der Kirchengemeinde. Elme erklärt nun den Ablauf: „Sie können gehen, wenn Sie zugehört haben. Nur dann lassen wir Sie in Ruhe. Sonst kommen wir wieder.“ Draußen in den Gaststätten und den Geschäften, die heute länger geöffnet hätten, erklärt Elme, warte die Ideenbörse für Thymenthal – mit Expert:innen und Vorbildern aus ganz Europa zu kommunalem Klimaschutz, lokalen Allmenden, Naturschutz, nachhaltiger Wirtschaftsförderung oder Erneuerbaren Energien. „Die warten auf Sie mit Beispielen aus Gemeinden, die etwas geschaffen haben“, schreit Elme in den Sitzungssaal.

Da ist die niederländische Küstenstadt mit dem Bürgerbus, das polnische Kombinat für die Biogasanlage, die walisische Fachfrau für das menschenfreundliche Gewerbegebiet, das nicht mehr so heißen wird. Die Rektorin mit der Schule der Erde, ohne Hausaufgaben aber mit Lern-Bauernhof. Der Verkehrsplaner aus Zürich, der immer ausgebucht ist. Der Ranger eines neuen Moores, das Öko-Touristen anzieht. „Es gibt den Thymenthaler Wein“, ruft Elme in die Runde. Die Honorare und Reisekosten, über die spricht sie nicht. Aber sie hat sich an einen alten Kontakt erinnert, die Tochter eines Mäzens, der Großunternehmer war und nun eine Nachhaltigkeitsstiftung führt. Sie rief ihn an, war überzeugend.

Nach dem Vortrag tritt der Sprecher der Kommission vor. „Wir kommen mit, wir haben Durst.“ Mehr sagt er nicht. Die Abgeordneten erheben sich und laufen auf Elme zu. Sie merkt, wie es gehen kann in diesem Moment, hebt weit sichtbar den Arm, bahnt sich einen Weg durch die schwarze Masse hinunter in den Hof, wo Mitwelttreter:innen aus der ganzen Region Vorderwald mit Themenschildern stehen: Klimaschutz, Gesundheit, Schule, Artensterben, Wasser, Bauen, Energie und anderes. Ein Zuweiser gruppier in etwas forschem Ton die Politiker:innen, die in kleinen Gruppen den Retter:innen folgen. Dann ist der Hof still, die meisten sind gegangen. Elme unterhält sich mit zwei Jung-Imker:innen aus der Nachbarstadt und einem Radwege-Guerillero. Doch auch die gehen bald, es ist spät.

Eine unerwartete Nacht und neue Bündnisse

Elme wacht am nächsten Morgen auf und checkt die Insta-Bilder und Botschaften aus Thymenthal. Tatsächlich – es gibt Posts aus der Nacht, mit weinlastigen Runden, in die Debatte vertieft. Bilder von Verschwisterungen mit Glas. Elme geht hinunter, um die Zeitung zu holen. Auf dem Treppenabsatz kommt ihr Frau Horst entgegen, völlig außer Atem. Sie komme aus dem Rathaus, dessen Eingang von einer Gruppe aus 50 Jugendlichen, Ortsfremden und einem Dutzend Abgeordneter aus Thymenthal blockiert würde. „Sie sind alle übernächtigt, manche total fertig. Aber sie meinen es ernst, keiner lacht“, sagt Frau Horst. „Stecken Sie dahinter?“, fragt sie Elme. „Ist aber egal. Bin nur hier, um einen Laptop zu holen.“ Die Gruppe fordere drei Dinge, schiebt Frau Horst noch nach: eine Mediation für das Parlament, ein Coaching für die Verwaltung und den Aufbau eines Generationenrats, dessen Ideen die Abgeordneten debattieren müssten.

Die beiden nächsten Tage liegt Elme im Bett mit Fieber und Durchfall. Sie kann nur verfolgen, was geschieht: Das Parlament tagt in einer Sondersitzung. Viele der zugereisten Expert:innen sind geblieben und tragen wieder ihre Ideen vor. Zum ersten Mal seit Jahren sind über 100 Thymenthaler:innen gekommen. Die Stimmung ist aufgeheizt und existenziell. Am Ende beschließt die Gemeindevertretung den Generationenrat. Parallel leitet die

Bürgermeisterin die Mediation und das Coaching ein. Sie ist heißer und von Tränen gerötet, die sie vergoss, als ein Umweltpsychologe aus Amsterdam sie in der Nacht ein Dialog-Szenario zur Zukunft ihrer Kinder schreiben ließ, unter der Annahme der Negativprognose Nr. 5 des Weltklimarats vom Juni. „Vier Grad plus“ ist der Titel.

Zuerst startet das Mediationsverfahren für Thymemthals Politiker:innen, die sich seit Jahren erbitterte Feindschaften leisten. Kaum etwas geht voran. Das strahlt auf die Mitarbeiter:innen in der Verwaltung aus, deren Motivation schwindet. Manche gehen, andere emigrieren innerlich. Daher kommt auf der Versammlung an diesem Mittag ein zugezogener Regisseur auf die Idee, die Verwaltung mit Improvisationstheater zu motivieren – ein Freund aus Kanada habe damit in Gemeinden an der Westküste Erfolg gehabt. Er holt ihn herbei, der Freund trägt online vor – ein Feuerwerk der Ideen und der Inspiration. Die Bürgermeisterin ist überzeugt, das Parlament ebenso. Die Theaterwerkstatt hat gerade erst begonnen. Es dauerte, bis das einzige Team aus Berlin, das den kanadischen Ansatz für deutsche Kommunen aufgearbeitet hat, frei war.

Sprühflasche und Hammer

Die Mediation für das Parlament ist schwierig. Sieben Abgeordnete treten zurück; ein Treffen nach dem anderen bringt keine Ergebnisse. Von den Verbliebenen ändern nur wenige ihr Denken, schrittweise und oft erst nach heftigen Debatten. Die Mediator:innen sind verzweifelt. Doch dann baut sich Druck von außen auf: Während der Mediation hat sich ein Jugendparlament gegründet, das den Erwachsenen deutliche Botschaften sendet – die Alternative sei eine Revolte. Als es wieder Monate mit 35-Grad-Tagen in Serie gibt, die Malow kein Wasser mehr hat, das Forstamt ein weiteres verdorrtes Waldstück sperrt und das Seniorenheim die Räume nicht mehr kühlen kann, da stecken die Jungen 100 Thymenthaler:innen, die etwas zu sagen haben, das KlimaUrteil des Verfassungsgerichts in den Briefkasten. Davor liegen eine Sprühflasche und ein Hammer.

Alle sehen, dass es in der Mediation nicht vorangeht. Als die Vorsitzende des Gewerbevereins ein Gutachten zur Frage vorlegt, was die unterlassene Sozial- und Klimaschutzpolitik die Gemeinde bereits kostet, trifft es alle ins Mark: 25 Millionen Euro über den Zeitraum von 15 Jahren. Da pausieren die Mediation und das Improvisationstheater in der Verwaltung, von dem man sagte, es bringe bereits etwas. Bei der 18. Mediations-Sitzung unterzeichnen schließlich die Abgeordneten Thymenthals eine detaillierte Dialog-Vereinbarung.

Die Bürgermeisterin Thymenthals übrigens war während der Zeit verreist. Die Mediator:innen hatten sie auf eine Bildungsreise der EU-Kommission für Kommunen in der Transformation geschickt, die ein halbes Jahr dauert. 75 Bürgermeister:innen besuchten drei Modellkommunen in allen EU-Ländern zu verschiedensten Themen. Ein Tag nach der Unterzeichnung des Mediationsabkommens ist sie nun zurückgekehrt, im bunten Leinenkleid, mit langen Zöpfen, einer Holzbrille und scharfen Worten für die Runde vor den Unterschriften. Ihrer Verwaltung hat sie angekündigt, für ein halbes Jahr den Dienst an den Ersten Beigeordneten zu übergeben, um in jedem Büro ihres Hauses für eine Woche hospitieren zu können. Danach werde sie die Gemeinde neu führen.

Nach ihrer Rede ruft die Bürgermeisterin den paritätisch besetzten Generationenrat zusammen, der Ideen für den Wandel ausarbeiten sollt – drei pro Woche. Und danach kommt die Ekstase – das Dorffest, an dem erstmals der neue Wein ausgeschenkt wird, die Dorfjugend Kurse im Dialekt für Zugezogene anbietet und der Heimatverein eine Kette von Kneippbecken eröffnet. Die Samba-Gruppe führt den Festzug durch das Dorf an, der – wie noch vor wenigen Jahren – aufwendig mit vielen Schauwagen das Stadtleben des vergangenen Jahres karikiert.

Politisches Schwimmen und soziale Kutschfahrten

Das Parlament diskutiert die Ideen des Generationenrats – im Freien, auf der Waldbühne, die das Dutzend Menschen gebaut hat, die nun in Thymenthal ihr Freiwilliges Ökologischen Jahr ableisten. Viele Ideen werden auf der Bühne debattiert und wieder verworfen, andere aber schnell umgesetzt: So stärkt die Kommune etwa die lokalen Medien und nimmt Geld in die Hand, um ein „Haus der Bildung“ in der verwaisten Bibliothek zu gründen. Welche Orte der Zusammenkunft und der digitalen wie analogen Bildung Bibliotheken sein können, hat die Bürgermeisterin auf ihrer Reise in Helsinki und Oslo gelernt. Und auf ihren Vorschlag gründet sich ein Online-Portal, das frei über das Stadtgeschehen berichten wird, kleinteilig, kritisch und auch hoffnungsvoll. Gemeinsam mit der nun autonomen Bibliothek und der Verbraucherzentrale, die in Thymenthal eine Außenstelle eröffnet hat, soll so ein „Haus des Wortes“ das Leben vor Ort publizistisch begleiten, kritisieren und inspirieren.

Nach der Sommerpause und dem legendären Dorffest, auf dem seltsame Dinge geschehen, alte Gegner:innen sich in den Armen liegen und die neuen Kneippbecken Orte ekstatischer Ausschweifungen werden, tritt das Parlament zusammen, nicht wiedergewählt, aber dennoch teils neu besetzt. Und mit neuen Formaten, denn nun gibt es Sitzungen im Gehen, politisches Schwimmen und soziale Kutschfahrten, um den lebendigen Diskurs zusammenzuhalten. So steht es in der Vereinbarung aus der Mediation.

Das Sozialkombinat der Dorfinformatik hat eine einfache App entwickelt mit Weckfunktion für Parkplatztausch und Mitfahrtgelegenheiten, die es schafft, den E-Autoverkehr deutlich zu reduzieren. Außerdem fährt der alte, kostenlose Bürger:innenbus nun wieder 20 Haltestellen an, nach Anruf, weil sich zehn Freiwillige des Wanderclubs gefunden haben, die sich hier engagieren. Sie werben dabei für ihr Hobby und haben so den Verein gerettet, der hoffnungslos überaltert war. Junge Thymenthaler:innen fahren nun mit den E-Kleinbussen umher, viele laufen aber auch. In diesen Bussen treffen sich die, die sich vorher nie begegnet sind, die nur im Auto sitzen, zur Arbeit fahren, hier wohnen und einkaufen.

Gesetz für „experimentelle kommunale Finanzierungsfenster“

Die Gemeinde wächst, und mit ihr die Zahl der klugen Köpfe. Ein Stadtfor- scher aus Lüneburg hat sich hier niedergelassen und beginnt, seine Arbeit auf den Lebensort zu beziehen: Das Wissen der Alten, das interessiert ihn. So haben er und ein spontanes Team der jungen Grünsozis die Ältesten befragt und sind in die Häuser gegangen: Was war früher schon da? Was war ökologisch und sozial sinnvoll, das in Vergessenheit geraten ist? Die Gemeindeschwestern etwa, von der Kommune angestellte Frauen (und nun auch Männer), die früher halfen, wo der Arzt nicht zuständig war – den Müttern im Kindsbett, den Ältesten beim Waschen und Anziehen. Fünf gibt es nun wieder in Thymenthal, gefördert mit den 120 Millionen Euro, die das Land mit dem Gesetz über „experimentelle kommunale Finanzierungsfens- ter“ gegeben hat. Für acht Entwicklungsjahre erhalten fünf Modellkommu- nen die Mittel, danach vielleicht noch einmal. Das Parlament in der Landeshauptstadt Weisbunden hat ebenfalls Sonderplanungsrechte für die fünf Gemeinden geschaffen.

„Die Terminbücher sind voll, wir brauchen eigentlich sechs oder sieben Gemeindebrüder und -schwestern“, sagt Frau Horst, während sie sich im Sozialamt, das sie nun leitet, auf dem Stuhl hin- und herdreht. Dabei schneidet sie Gurken aus einem der drei Feldgärten, die die Menschen nun gemeinschaftlich beackern. Ihr Stuhl quietsche zu sehr, wie sie anmerkt, aber das neue Repair-Café, das am Malow-Ufer gerade eröffnet hat und auf Möbel spezialisiert ist, bekomme das sicher wieder hin. Ohnehin hat sich am Ufer viel getan: Ein virtueller und analoger Bildungspfad, 30 Kilometer lang, verbindet die Gemeinden am Fluss und zieht neuerdings viele Tourist:innen an. Denn die Filme und Installationen sind gestochen scharf und führen zurück bis in das Mittelalter, immer verbunden mit der Frage, welche Lebens- und Wirtschaftsformen es schon einmal gab, die wieder Sinn ergeben.

Der Arbeitskreis für ökologischen Tourismus lud dafür die Historikerin Annette Kehnel ein, die mit ihrem Buch „Wir konnten auch anders – eine

kurze Geschichte der Nachhaltigkeit“ visionäre Kommunen in ganz Deutsch- land inspiriert hat. Dorfteiche mit lokalen Aquakulturen, genossenschaftlich bewirtschafteter Wald, Leih- und Tauschhäuser, Beginenhöfe für Frauen verschiedenster Herkunft, Häuser für mehrere Generationen, die in den leer stehenden Villen nun zusammenleben – vieles, was gerade bundesweit entsteht, geht auf Kehnels Werk zurück.

Die „Wandellust“ greift um sich

Die aktuelle Keimzelle der Veränderung in Thymenthal heißt „Wandelwerkstatt“. Sie organisiert das Gespräch zwischen den Menschen vor Ort neu mit Hausbesuchen, Online-Treffen, Podiumsdebatten, Gruppenwanderungen, Filmvorführungen, Umfragen und Zufalls-Spaziergängen für die, die sich darauf einlassen. Doch gerade für dieses Format finden sich immer mehr, seitdem Thymenthal von der neuen Stimmung getragen ist, die eine Gruppe Studierender als „Wandellust“ auf Instagram bezeichnet hat, wo nun dem Account der Stadt 300 000 Menschen aus ganz Deutschland folgen.

Die neue Aufmerksamkeit bringt auch Probleme mit sich: Ein Investor will ein Öko-Hotel in der Nähe des neuen Auenschutzgebiets bauen. Aber die Gemeindevertretung werde es ablehnen, sagt Frau Horst. Weil die Idee dem Flächennutzungsplan nicht mehr entspreche, wie sie Elme gerade vor dem Kaktus erklärt. Beide sitzen dort auf Stühlen und trinken Tee, sie haben einen Tisch davorgestellt mit Blümchendecke, am Tischbein klebt der Sticker der Wandelwerkstatt. Früher, so doziert Frau Horst, hätte man das wohl durchgewunken. Eingriff in die Landschaft, erkaufte mit einer „Ausgleichsmaßnahme“, etwa einer Streuobstwiese, die dann irgendwann in der Zukunft angelegt würde – oder nicht. Oder schlecht und ohne Pflege. „Jedenfalls haben wir diesen Ablasshandel mit unseren Sonderplanungsrechten abgeschafft“, sagt Frau Horst und schlürft lässig den dunkelgrünen Brennnesseltee vom alten Kräuterhof, der eigentlich vor sechs Wochen schließen wollte, dann aber von den Menschen des Stadtteils Beetenbach als Gemeinschaftsprojekt übernommen und gerettet worden ist. Inzwischen säen und ernten dort 20 Menschen, vor allem Geflüchtete, die durch leichtere Regeln nun häufiger arbeiten können.

Jetzt hält Frau Horst im Steinkreis am Hügelgrab einen Vortrag für Gäste aus Finnland. Hier hat gerade der Arbeitskreis für Heimatgeschichte, nun voll von Jungen, eine Ausstellung zu historischen Allmenden eröffnet. Frau Horst trägt Kleider aus Thymenthaler Leinen, angebaut von einer jungen Bäuerin, die aus dem Allgäu zugezogen ist und einen alten Hof wiederbelebt. Stolz erzählt die Sozialamtsleiterin vom Grundeinkommen, das alle Menschen für drei Jahre erhalten, zunächst als Experiment. Dann stellt sie die Solardachpflicht vor, spricht über strenge Vorschriften für die Dämmung

von Häusern und die Abgabe auf E-Autos, die mehr als 700 Kilogramm wiegen. Sie kommt dann zum Verbot der Schottergärten und zur Förderung für Zisternen und kleine Rückhaltebecken, die das Wasser anders verteilen.

Erstaunte Gäste aus Finnland

Frau Horst beginnt zu schwelgen, aber den Finn:innen macht es nichts aus. Denn Frau Horst ist weniger spröde als früher, wie Elme bei den Treffen am Kaktus festgestellt hat. Die haben sie jetzt jeden Dienstag und Donnerstag, als Teestunde, bei der sie sich über die neuesten Dinge austauschen. Es ist eiliger als früher, aber freudiger. Frau Horst ist manchmal sogar pathetisch. Die Rolle der Pionierin scheint ihr zu gefallen. So auch jetzt, da sie auf einen der Steine des Steinkreises steigt, die Hände zum Himmel hebt und mit breitem Lächeln von den drei neuen Gasthäusern fabuliert, die gerade erst eröffnet haben. Darunter ein Wildnisrestaurant, das die lokale Küche voranbringt mit Zutaten aus dem Wald und von den Wiesen, die als Landschaftstyp zurückkehren.

Sie berichtet den 15 staunenden Finn:innen von den drei Bürgerwindparks, die die TY-Energiegenossenschaft geplant hat. Die Einnahmen gehen an alle Gemeindemitglieder, und unter den Windrädern hat die Initiative „Essbarer Vorderwald“ begonnen, Gemüsebeete anzulegen – der Beginn einer Pflanzaktion für die gesamte Stadt. Dann widmet sich Frau Horst dem Wertstoffhof der Gemeinde, der immer mehr zum Zentrum des Wandels wird: Neue Handwerker, Abfall-Kreative und Materialfachleute arbeiten hier nun und organisieren die nötigen Verflechtungen nach dem Prinzip, mit den Ressourcen zu arbeiten, die vorhanden sind, und sie durch bessere Kommunikation und radikales Synergien-Denken ganz anders zu nutzen als vorher. So wird die neue Biogasanlage auch allmählich wirtschaftlich, weil die Essens- und Pflanzenreste aller Läden, Großküchen und der Höfe eingesammelt werden.

Frau Horst und die Finn:innen ziehen nach dem Vortrag weiter zur Bibliothek. Es gibt unterwegs Essen von der Insektenfarm, die Fleischersatz in großem Stil herstellt, aus Grillen, Würmern und Fliegen. In zwei Poldern experimentiert der Besitzer gerade mit Algen, aus denen Salate werden sollen. Am Ende des Tages sind alle fertig, zu viel Wissen in zu kurzer Zeit; ein Slow-Food-Picknick mit Gehmeditation, das die regionale NGO für die Gäste aus dem Norden zubereitet hat, setzt dann aber den richtigen Akzent.

Frau Horst ist da schon wieder zu Hause, einfach zum Schlafen. Denn ihre Tage sind anstrengender als früher. Ihren alten Job im Baumarkt vermisste sie „keine Sekunde“, wie sie Elme gestern im Treppenhaus erklärt hat. Und die steht nun vor ihr, lädt sie auf den Info-Tee am Kaktus ein. Beide Frauen setzen sich. Elme atmet tief aus und schenkt Tee ein, aber Frau Horst ist noch nicht wirklich da. Sie holt Luft und macht weiter, wo sie eben bei

den Finnen aufgehört hat. Erzählt nochmal von der Biogasanlage, den Fortschritten bei der Vernässung der alten Auwiesen und berichtet von den drei Waldgebieten, die sich selbst überlassen werden. In einem der Forste zieht in Kürze die erste Wisenthalerde ein, die einen Urwald mit vielen Lichtungen schaffen soll, der besonders artenreich ist und viel mehr Kohlendioxid speichert als andere Waldtypen.

Die Abteilung für „Waltdäglichkeit“

Elme weiß davon schon manches, aber nicht alles. Denn Elme ist nicht in den Gremien, der Wandelwerkstatt, dem Generationenrat. Sie, die Graswurzel-Frau, ist wieder zurück zu den Mitweltretter:innen gegangen, die genug zu kritisieren haben. Etwa geht ihnen jetzt alles zu schnell in Thymenthal; nicht alle würden mitgenommen. Der Orchideenschutz sei zum Beispiel nicht streng genug. Aber die Gruppe hat vor allem internen Krach bei nun 350 Mitgliedern. Elme ist die Mediatorin und Ethikbeauftragte, nachdem sie ihr Studium nun abgeschlossen hat.

Und sie arbeitet jetzt als Rangerin im Umweltbildungszentrum des Auen-schutzgebiets, das sich gerade gegründet hat und vor allem mit der neuen Gesamtschule, der RMS (Robert-Musil-Schule), arbeiten soll. Es geht um Wasserbewusstsein in den Kursen am Fluss, bei den Quellwanderungen im Wald, der nun ganz der Kommune gehört. Elme organisiert Führungen mit dem Forstamt, das mit der dreifachen Menge an Personal und der neuen Abteilung für „Waltdäglichkeit“ arbeitet, die für das Leben mit dem Wald im Alltag wirbt. Elme kocht dort für die verschiedenen Bildungsgruppen zweimal die Woche, so, wie jeder und jede in Tymenthal nun einen freiwilligen Dienst erbringt.

„Der Schlüssel ist der Flächennutzungsplan“, doziert Frau Horst weiter. „Den haben wir auf links gedreht“, ruft sie gegen die Milchglaswand und dem Kaktus zu, der wieder im Wasser schwimmt. Sie meint es zu gut mit ihm. „Ein Hoch auf das, was kommt“, trillert Frau Horst und reckt ihre Teetasse in das schummrige Treppenhauslicht. Elme ist etwas genervt von der guten Laune, die nicht mehr aufhört. Fast vermisst sie das Granteln vor dem Kaktus, die alten Widerstände.

Aber es ist nur das Wie, die Art, wie Frau Horst, etwas selbstgerecht und stets besserwissend, in den letzten Wochen fast täglich die Schritte des Wandels von Thymenthal verkündet. Das Was, die Reformen – das hätte Elme nie für möglich gehalten, gerade nach dem Mist mit der Ideen-Kommission. Aber jetzt, ja, das ist schon etwas: Das einstige Gewerbegebiet heißt nun „Zukunftspark“ und ist ein Mischwesen aus Gewerbe, Gaststätten, Teichen, Gartenparzellen, Mediationsweg und Freilichttheater – so etwas gibt es bis-

her nur in Bayreuth, Antwerpen und Paris. Auch dazu gibt es einen Film fürs Handy, Codes und Insta-Feeds. Die Wandelwerkstatt vermarktet das bessere Leben gut und profitiert dabei von der nahen Medienhochschule in der großen Stadt.

Flächenverbrauch gibt es nicht mehr

Im Zukunftspark werden die Gebäude aufgestockt und gleichzeitig Parkplätze und Lagerhallen abgerissen; das Material holt der Bauhof ab und recycelt es. So werden in Thymenthal neue Geschosse aus den alten Stoffen gebaut. Die Stadt wächst nur noch in die Höhe, nicht mehr in die Breite. Flächenverbrauch gibt es fast nicht mehr, ebenso leer stehende Gebäude. Das vor allem, weil die Wandelwerkstatt sofort Kontakt zwischen Besitzern und Bedürftigen herstellt, auch in anderen Gemeinden – sie arbeitet für Firmen und für die Menschen.

So sind neue Streuobstwiesen entstanden, hat die Malow einen 400 Meter breiten Auenstreifen erhalten, in dem jetzt vier Biberfamilien wohnen – und neuerdings der Fischotter. Bei dem muss Elme vermitteln, denn die Gründer der Öko-Aquakultur, für die alte Teichbetten aus dem 16. Jahrhundert wieder geflutet wurden, ist sauer auf den Neuankömmling – 30 Karpfen fraß er zuletzt in drei Wochen. „Aber das kriegen wir hin“, hat Elme ihm versprochen. Wie, das weiß sie noch nicht genau. Aber sie hat von anderen Gemeinden gehört, die ebenfalls wieder viel mehr selbst anbauen und obendrein pflanzenfressende Fische züchten – und den Fischotter begrüßen, seitdem die EU das Management ihrer Natura-2000-Schutzgebiete mit 15 Milliarden Euro fördert.

Eine Gemeinde, Bachenwusch, ist Pionierin. Sie hat aus dem Wasser- und Moorfonds des Bundes, mit dem im großen Stil die Landschaft wieder versumpfen und Flüsse ganz breit ausufern dürfen, Geld bekommen und viele weitere Teiche, Polder und Kanäle angelegt – eine Schwammstadt, die die Kommune kühl, viel CO₂ bindet und mehr Nahrung bringt. Weil es hier nun viel mehr Fische gibt, sind auch genügend für den Fischotter da. Elme hat den Leiter der Aquakulturen für eine Motivationswanderung mit anschließender Debatte im Freilichttheater an der Musil-Schule eingeladen.

„Von ihm kann Thymenthal doch lernen“, sagt sie, als sie Frau Horst am übernächsten Tag im Treppenhaus am Kaktus wieder gegenüber sitzt. Wie man die Stadt mit neuen Wasserflächen um vier Grad kühl. Wie man den Fleischkonsum vor Ort um ein Drittel senken kann, wenn eigener Fisch in den Regalen ist. Und wie man die Wissenschaft als Tourismusfaktor nutzt, denn nach Bachenwusch kommen seit einem Jahr internationale Delegationen, um zu lernen und den Wandel dort zu erforschen. Damit die neuen

Gäste beherbergt und versorgt werden können, hat die lokale Immobiliengenossenschaft ein großes Lehmhotel gebaut.

Das Bachenwusch-Video, das auf EURoom gerade so erfolgreich ist, hat Elme sehr inspiriert. Sie setzt ihr Glas Tee an den Mund, selbst gesammelte Bachminze, und sieht Frau Horst in die Augen, die seit einiger Zeit so ein seltsames, abgezocktes Zwinkern in die Gesprächspausen mischt. Frau Horst stellt ihre Tasse auf die Blümchendecke, gießt vom Kaktus Wasser in eine Schüssel – weniger ist doch mehr. Steht auf, zwinkert Elme wieder zu und sagt, dass sie doch etwas skeptisch sei. „Nicht alle mögen Fisch.“ Elme nickt. Frau Horst hat recht.

Dann streift Elmes Blick den Kaktustopf. Vor ihrem inneren Auge tritt das spitzbärtige Antlitz des Dr. Granulat hervor – seltsamerweise auf einem Stand-up-Board, mit dem er die Malow hinunterpaddelt. Der Kaktus steht auf dem Bug, und vom Ufer winken ihm die Menschen in der wiedererstarkten Gemeinde am Fluss zu. Granulat winkt zu ihnen herüber, zwirbelt seinen Bart, ohne Skepsis. Dann stößt er sein Paddel sorgsam in den Fluss und fährt mit dem Kaktus an Bord den Stromschnellen entgegen, die hinter der Kurve nach Süden warten.

Das Projekt: Die Suche nach dem guten Leben für Alle

Der Szenarienprozess, aus dem die Geschichten in diesem Buch hervorgegangen sind, war ein Teil des Projekts der Heinrich-Böll-Stiftung Schleswig-Holstein „Die Suche nach dem Guten Leben für Alle – Ein Projekt für Resilienz und gesellschaftliche Mitgestaltung“. Ziel ist es, Menschen unabhängig von ihrem Bildungsgrad zur aktiven Teilhabe zu befähigen. Sie sollen in die Lage versetzt werden, ihre eigene Zukunft zu gestalten und zu einer nachhaltigen Transformation von Gesellschaft und Gemeinwohl beizutragen.

Das Projekt fördert einen reflektierten und kreativen Umgang mit Unsicherheit und Komplexität. Im Mittelpunkt steht die Kraft der Vorstellung: Durch das Entwickeln und Erzählen möglicher Zukünfte werden potenzielle Herausforderungen und Lebensrealitäten sichtbar gemacht. Die entstehenden Narrative beschreiben Szenarien möglicher Welten, in denen wir als Gesellschaft und Individuen künftig leben könnten.

Ein zentrales Anliegen des Projekts ist die Frage: Was bedeutet ein „gutes Leben für Alle“ in verschiedenen möglichen Zukünften? Die Geschichten stellen mögliche Zukünfte dar, und wir können für uns selber entscheiden, ob wir passiv bleiben und uns mit einer Anpassung begnügen („Wie passe ich mich in einer möglichen Zukunft an?“) oder ob wir aktiv gestalten wollen („In welcher Welt möchte ich leben, und wie kann ich bzw. wie können wir gemeinsam diese Zukunft verwirklichen?“).

Das Projekt wurde in Zusammenarbeit mit dem Verbundprojekt „Wirtschaften mit Zukunft“ der Heinrich-Böll-Bundesstiftung und den Landesstiftungen umgesetzt. Es erhielt Unterstützung durch das Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Schleswig-Holstein.

Entstehung der Szenarien- geschichten

Die Geschichten entstanden durch die Zusammenarbeit von etwa 40 Teilnehmer*innen, die sich an zwei Wochenenden in Tagungshäusern in Norddeutschland auf einen kreativen und experimentellen Prozess einließen. Torsten Schäfer arbeitete die Geschichten in ihrer hier vorliegenden Form aus. Die Gruppe war bunt gemischt, was Alter, Beruf, Herkunft und Nationalität betrifft. Mit Engagement, Zeit und Mut nahm sie an den Szenario-Workshops teil, die von Ulrich Golücke und Andrea Cederquist geleitet wurden. Ziel war es, in einem explorativen und systematischen Prozess Szenarien zu entwickeln, die verschiedene Perspektiven kombinieren und neue Zukunftsbilder aufzeigen.

Der Prozess: Vom Leitgedanken zu den Geschichten

Der Ausgangspunkt war eine Leitfrage, die den Fokus vorgab: „Wie sieht eine Welt aus, die ein gutes Leben für alle ermöglicht?“ Der erste Workshop fand in Wewelsfleth (Schleswig-Holstein) mit 21 Teilnehmer*innen statt. In diesem Schritt wurden zentrale Faktoren identifiziert, die die zukünftige Entwicklung maßgeblich beeinflussen könnten – sogenannte „Treiber“. Dazu gehören technologische, gesellschaftliche, ökologische und wirtschaftliche Trends. Zwei besonders wichtige und zugleich unsichere Treiber wurden ausgewählt: die Stabilität sozialer und ökologischer Systeme und die Art und Weise, wie menschliche Bedürfnisse – individuell oder kollektiv – befriedigt werden. Die beiden Schlüsselfaktoren werden in einer Achsenstruktur dargestellt: eine Variable auf der horizontalen Achse, die andere Variable auf der vertikalen Achse. Dies ergibt vier Quadranten, die jeweils eine Kombination der Extrema darstellen. Für die Schlüsselvariablen wurden extreme Ausprägungen beschrieben, die eine Matrix bilden. Jeder Quadrant repräsentiert eine potenzielle Zukunft, basierend auf der spezifischen Kombination der Ausprägungen der beiden Schlüsselvariablen. Die Entwicklung der Ausprägungen über die Zeit wurden in sogenannten Plotlines festgehalten – den Grundgerüsten für die späteren Geschichten. Die Plotlines beschreiben zentrale Wendepunkte, Dynamiken und Entwicklungen und bilden die Struktur der Szenarien, auch Plotskizzen genannt.

Von der Matrix zur Geschichte

Basierend auf den Dynamiken und Kausalketten der Matrix entstanden drei mögliche Zukunftspfade. Diese wurden in Wewelsfleth und später in Elmenhorst (Mecklenburg-Vorpommern) von den Teilnehmer*innen ausgearbeitet. Die Plotskizzen enthielten oft Spannungen und Unsicherheiten, die zu Konflikten in den Geschichten führten – etwa: Wie gehen Menschen mit Ressourcenknappheit um? Wie verändert sich das soziale Gefüge? Um die Szenarien greifbarer zu machen, wurden abstrakte Elemente konkretisiert. Charaktere und Perspektiven wurden entwickelt, die in den Szenarien agieren. Ihre Erlebnisse und Entscheidungen übersetzten abstrakte Faktoren wie technologische Fortschritte, gesellschaftliche Trends oder ökologische Veränderungen in den Alltag der Figuren. So entstanden lebendige und emotionale Geschichten, die plausible Zukünfte aufzeigen.



Der zweite Workshop in Elmenhorst, an dem eine neue Gruppe von 22 Teilnehmer*innen beteiligt war, knüpfte an die Ergebnisse des ersten Treffens an. Einige Teilnehmer*innen kehrten zurück, andere stießen erstmals hinzu. Die neue Gruppendynamik brachte frische Ideen und Perspektiven ein, die die bestehenden Ansätze überarbeiteten, ergänzten und erweiterten. Ziel war es, glaubwürdige, inspirierende und emotionale Narrative zu schaffen, die sowohl zum Nachdenken anregen als auch zum Handeln inspirieren. Gemeinsam wurden die Handlungsstränge ausgefeilt, mögliche Titel für die Geschichten besprochen und der Prozess abgeschlossen.

Die Plotskizzen wurden von Torsten Schäfer weiterentwickelt, der die Handlungsstränge weiter ausarbeitete und die Szenarien in lebendige und detaillierte Geschichten verwandelte. Die hier vorgestellten Erzählungen sind das Ergebnis eines intensiven kollaborativen Szenarienprozesses.

Ein herzlicher Dank gilt Ulrich Golücke und allen, die an den Workshops teilgenommen haben – ohne ihr Engagement, ihre Ideen und ihren Einsatz wären diese Geschichten nicht möglich gewesen.



Gruppenfotos von Busso Grabow

Die in den Geschichten handelnden Personen, ihre Namen und Funktionen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Personen, Organisationen, Unternehmen oder politischen Akteuren sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Dargestellte Rollen und Entscheidungen stehen in keinem Zusammenhang mit tatsächlichen Positionen oder Handlungen.



Stimmungsfotos von Stella Cederquist

Impressum

Herausgeberin: Heinrich-Böll-Stiftung Schleswig-Holstein e.V.
Weimarer Straße 6
24106 Kiel
E-Mail: info@boell-sh.de
Projektkonzeption, Text und Redaktion: Andrea Cederquist
Text der Erzählungen: Torsten Schäfer
Lektorat: Nadia Al Kureischi
Konzeption, Layout und Illustrationen: Berte Sophie Petersen
Fotos: Busso Grabow, Stella Cederquist



Schleswig-Holstein
Ministerium für Bildung,
Wissenschaft und Kultur

 HEINRICH BÖLL STIFTUNG
STIFTUNGSVERBUND

 HEINRICH BÖLL STIFTUNG
SCHLESWIG-HOLSTEIN